



Edgar Rice Burroughs Odyssee auf der Venus

Odyssee auf dem zweiten Planeten

Der amerikanische Astronaut Carson Napier, dessen Raumschiff auf der Venus zerschellt, ist mehr denn je auf seine Findigkeit und Intelligenz angewiesen, um die Gefahren des wilden, urweltlichen Planeten zu meistern. Zusammen mit Prinzessin Duare, seiner Gefährtin, geht er auf die Suche nach dem Land, das ihnen Asyl bietet. Auf ihrem Weg lauern Sklaverei und Tod...

EDGAR RICE BURROUGHS

(1875 – 1950) begann erst im Alter von fünfunddreißig Jahren zu schreiben, errang aber in kurzer Zeit schriftstellerischen Erfolg, der zu Millionenauflagen führte. Neben seinen Tarzan-Romanen wurde sein vierbändiger Venus-Zyklus (ab 1934 entstanden) bekannt, dessen letzter Band nunmehr vorliegt. Die drei ersten Bände erschienen als Heyne-Bücher unter den Titeln PIRATEN DER VENUS (3188), AUF DER VENUS VERSCHOLLEN (3192) und KRIEG AUF DER VENUS (3222).

Edgar Rice Burroughs

Odyssee auf der Venus

HEYNE-BUCH Nr. 3241 im Wilhelm Heyne Verlag, München 1972

ISBN: n/a

ebook 2003 by BOOKZ 'R' US

Dieses Ebook ist nicht zum Verkauf bestimmt!

SCIENCE FICTION

EDGAR RICE BURROUGHS

Odyssee auf der Venus

Ein klassischer utopischer Roman

Deutsche Erstveröffentlichung

WILHELM HEYNE VERLAG MÜNCHEN

HEYNE-BUCH Nr. 3241
im Wilhelm Heyne Verlag, München

Titel der amerikanischen Originalausgabe

ESCAPE ON VENUS

Deutsche Übersetzung von Thomas Schlück

2. Auflage

Copyright © 1946 by Edgar Rice Burroughs, Inc.

Printed in Germany 1972

Umschlag: Atelier Heinrichs & Bachmann, München
Gesamtherstellung: H. Mühlberger, Augsburg

Inhalt

Vorwort	5	Kapitel 23	139
Kapitel 1	9	Kapitel 24	146
Kapitel 2	15	Kapitel 25	154
Kapitel 3	21	Kapitel 26	160
Kapitel 4	29	Kapitel 27	168
Kapitel 5	37	Kapitel 28	174
Kapitel 6	42	Kapitel 29	178
Kapitel 7	46	Kapitel 30	185
Kapitel 8	52	Kapitel 31	192
Kapitel 9	59	Kapitel 32	198
Kapitel 10	64	Kapitel 33	206
Kapitel 11	69	Kapitel 34	213
Kapitel 12	75	Kapitel 35	218
Kapitel 13	82	Kapitel 36	224
Kapitel 14	88	Kapitel 37	232
Kapitel 15	94	Kapitel 38	240
Kapitel 16	98	Kapitel 39	246
Kapitel 17	103	Kapitel 40	253
Kapitel 18	107	Kapitel 41	259
Kapitel 19	115	Kapitel 42	264
Kapitel 20	121		
Kapitel 21	128		
Kapitel 22	134		

Vorwort

Wenn die Venus der Erde am nächsten steht, beträgt die Entfernung runde vierzig Millionen Kilometer – ein Katzensprung in der Leere des unendlichen Alls. Die Oberfläche dieses Planeten, die sich unserem Blick hinter dichten Wolkenschichten entzieht, hat bisher nur ein einziger Erdenmensch zu Gesicht bekommen – Carson von der Venus.

Dieses ist die vierte Folge der Venus-Abenteuer Carsons, von ihm persönlich auf telepathischem Wege an den Autor weitergegeben. Der Bericht ist in sich abgeschlossen, und eine Lektüre dieses Vorworts ist nur erforderlich, wenn Sie erfahren möchten, wie Carson durch den interplanetarischen Raum gereist ist, und wenn Sie sich für die Länder interessieren, die er dann kennenlernte, die Ozeane, die er befuhr, die wilden Tiere, die er bekämpfte, die Feinde, die er sich machte, und das Mädchen, das er trotz unüberwindlicher Schwierigkeiten für sich gewann.

Als Carson in seinem gigantischen Raketenschiff von der Insel Guadalupe startete, war sein Ziel eigentlich der Mars. Doch obwohl die Berechnungen mit größtmöglicher Genauigkeit vorgenommen worden waren, wurde ein entscheidender Faktor übersehen – die Anziehungskraft des Mondes.

Der Erdtrabant begann das Projektil schon kurz nach dem Start in seinen Bann zu ziehen, begann es vom Kurs abzulenken, so daß es knapp am Mond vorbeiraste. Einen Monat lang schien es Carson, als müßte er in die Sonne stürzen, und er hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, als plötzlich die Venus vor ihm aufleuchtete. Mit unvorstellbarer Geschwindigkeit raste das Raumschiff auf die Wolkenfelder in der Atmosphäre zu. Carson blieb nichts anderes übrig, als die für den Mars vorgesehenen Landemaßnahmen einzuleiten, und löste eine Reihe von Fallschirmen aus, die den Fall des Schiffes weitgehend abbremsten; dann nahm er seinen Sauerstofftank und eine Sauerstoffmaske und sprang ab.

Bei seiner Landung in einem gigantischen Wald, dessen Stämme bis zu anderthalb Kilometer Höhe reichten, geriet er sofort in das erste von vielen Abenteuern auf Amtor, wie der Planet von den Venusbewohnern genannt wird. Er wurde von wilden Tieren angegriffen, ehe er die Baumstadt

Kooaad erreichte und gegen seinen Willen Gast König Minteps wurde.

Hier lernte er Duare, die Tochter Minteps, kennen und verliebte sich sofort in sie. Aber für ihr Volk war sie eine Heilige, und nur Männer des hohen Adels durften sie überhaupt zu Gesicht bekommen. Dann wurde er von Feinden Minteps gefangengenommen. Auf dem Schiff, das ihn in die Sklaverei entführen sollte, zettelte er eine Meuterei an und verwandelte sich in einen Piraten. Er rettete Duare, die jedoch seine Liebe nicht erwiderte. Immer wieder beschützte er sie und rettete ihr mehr als einmal das Leben – aber sie blieb immer die unantastbare Königstochter.

Schließlich wurde er von den Thoristen gefangengenommen, konnte sich jedoch aus dem Raum der Sieben Türen befreien. Nach wilden Kämpfen mit Tharbans fand er Duare in Kormor, der Stadt der Toten. Er gelangte in der Stadt Havatoo zu Berühmtheit, als er das erste Flugzeug baute, das jemals am amtorischen Himmel aufgestiegen war. In dieser Maschine floh er mit Duare schließlich vor einem Justizirrtum. Nun gestand ihm das Mädchen endlich seine Liebe.

Die beiden gelangten in ein Land namens Korva – in ein Land, das unter der Herrschaft Mephis', eines wahnsinnigen Diktators, stand. Hier fanden sie Duares Vater als zum Tode Verurteilten vor.

Nach dem Sturz von Mephis floh Duare mit ihrem Vater in ihre Heimat zurück, in der Annahme, daß Carson nicht mehr am Leben wäre. Hier wurde sie zum Tode verurteilt, weil sie einen Mann unter ihrem Stande liebte.

Carson folgte ihr und erreichte nach vielen Abenteuern schließlich Kooaad, die Baumstadt. Durch eine List gelang es ihm, Duare zu retten, und beide flohen mit dem einzigen Flugzeug, das es auf der Venus gab.

Die weiteren Abenteuer der beiden Liebenden wird Carson jetzt durch seinen Mittelsmann berichten.

1

Auf einer guten Venuskarte müßte zu erkennen sein, daß der Kontinent Anlap nordwestlich von Vepaja liegt – die Insel, die Duare und ich gerade fluchtartig verlassen hatten. Auf Anlap liegt Korva, das Land, das ich jetzt ansteuerte.

Allerdings gibt es keine gute Venuskarte – jedenfalls habe ich noch keine gesehen – , denn die Wissenschaftler der südlichen Hemisphäre des Planeten, auf die ich zufällig verschlagen worden war, haben eine recht falsche Vorstellung von der Gestalt ihrer Welt. Sie glauben, daß Amtor – wie sie den Planeten nennen – die Form einer flachen Scheibe hat, die auf einem Meer aus geschmolzenem Gestein schwimmt... Wie sonst wären die Lavaausbrüche der zahlreichen Vulkane zu erklären?

Die Amtorier glauben auch, daß Karbol (das Kalte Land) an der Peripherie dieser Scheibe liegt, während es sich dabei in Wirklichkeit um das antarktische Gebiet handelt, das den Venus-Südpol umgibt. Es läßt sich schon erkennen, wie sehr das geographische Weltbild hierdurch verzerrt wird,

was sich in den Karten natürlich entsprechend niederschlägt.

Jemandem, der auf der Venus reisen will und dabei auf eine amtorische Karte angewiesen ist, wird es dadurch nicht gerade leicht gemacht. Dabei sollte man aber berücksichtigen, daß die Bewohner dieser Welt den Himmel noch nie zu Gesicht bekommen haben. Die dichten Wolkenschichten verwehren den Blick auf die Sonne, auf die Planeten und auf all die anderen zahllosen Sterne am Nachthimmel. Wie sollten die Amtorier also Kenntnis haben von der Astronomie, wie sollten sie auf den Gedanken kommen, daß sie nicht auf einer Scheibe, sondern auf einem Globus leben? Vergessen wir nicht, daß auch der Mensch seine Welt schon sehr lange bewohnte, ehe er auf den Gedanken kam, daß sie kugelförmig ist; und daß vor noch gar nicht langer Zeit Menschen der Inquisition unterworfen wurden, weil sie derartige Theorien vertraten. Und all das, *obwohl* der Blick auf den Himmel frei war!

Wie falsch die Theorie auch war, nach der die Kartographen der Venus arbeiteten: ich verstand die Karten einigermaßen zu lesen, obwohl dazu eine gehörige mathematische Akrobatik erforderlich war. Mit Hilfe eines Kompasses steuerte ich also nach Nordwesten und war einigermaßen sicher, daß wir in absehbarer Zeit Anlap und Korva erreichen würden. Wie sollte ich wissen, daß uns in Kürze

eine meteorologische Katastrophe in neue Abenteuer stürzen würde, die nicht minder gefährlich waren als das eben überstandene?

Seit dem Start hatte Duare kaum ein Wort gesagt. Ich verstand sie recht gut und fühlte mit ihr. Ihr eigenes Volk, ihr eigener Vater, den sie nicht nur als Vater, sondern auch als Jong verehrte, hatte sie zum Tode verurteilt, weil sie sich mit dem geliebten Mann zusammengetan hatte. Sie alle mochten das rigorose Gesetz der Dynastie ebensowenig wie das Mädchen, aber sie fühlten sich der Tradition derart verpflichtet, daß nicht einmal der Jong selbst eine Ausnahme machen durfte.

Ich ahnte Duares Gedanken und legte beruhigend meine Hand über die ihre. »Man wird morgen früh sehr erleichtert sein, wenn man deine Flucht entdeckt – erleichtert und glücklich.«

»Ich weiß«, sagte sie.

»Dann sei nicht traurig, meine Liebe.«

»Ich liebe mein Volk, mein Land – aber ich darf niemals dorthin zurückkehren. Deshalb bin ich traurig. Meine Trauer dauert sicher nicht lange, denn ich habe dich, und ich liebe dich mehr als mein Volk und mein Land – mögen mir meine Vorfahren verzeihen.«

Ich drückte ihr die Hand, und wir schwiegen. Im Osten erhellte sich der Horizont; ein neuer Tag zog herauf.

»Woran denkst du?« fragte Duare.

»An meine Heimat, meine Freunde«, sagte ich. »Aber ich fühle mich nicht einsam – ich habe ja dich und viele gute Freunde in Korva – wo mir auch eine Zukunft winkt.«

»Und was ist, wenn dich Mephis in die Gewalt bekommt?«

»Oh, ich habe dir ja noch nichts von den neuesten Ereignissen in Korva erzählt«, sagte ich. »Mephis ist tot – und Taman ist jetzt Jong von Korva.« Ich berichtete ihr in allen Einzelheiten von meinen Erlebnissen und erzählte, wie mich Taman, der keinen eigenen Sohn hatte, aus Dankbarkeit für die Rettung seiner Tochter Nna adoptierte.

»Du bist also jetzt der Tanjong von Korva«, sagte sie, »und wenn Taman stirbt, bist du Jong. Du hast dich gemacht, Erdenmensch.«

»Oh, das ist noch nicht alles!«

»Ja, und?«

Ich zog sie an mich und küßte sie. »Ich habe die heilige Tochter eines am torischen Königs geküßt.«

Sie lachte. »Sind alle Erdenmenschen so albern wie du?«

Duare war es gelungen, ihre Melancholie abzuschütteln, und wir scherzten und lachten, während wir weiter über dem riesigen amtorischen Ozean dahinflogen. Manchmal löste mich Duare an den Kontrollen ab, den sie war inzwischen eine ausgezeichnete Pilotin.

Oft gingen wir ganz tief hinunter, um das fremdartige Tierleben in Augenschein zu nehmen, das manchmal im Wasser zu beobachten war – riesige Tiefseeungeheuer, die teilweise die Größe von Ozeandampfern erreichten, und Millionen kleiner Tiere, die vor den großen die Flucht ergriffen. Wir verfolgten Auseinandersetzungen zwischen riesigen Leviathanen, die oft zum Tode beider Kontrahenten führten.

Es war Nachmittag, als wir eine erste Vorahnung der Ereignisse zu spüren bekamen, das unser Leben verändern sollte. Vor uns zuckte der Himmel auf.

»Was war das?« fragte Duare.

»Es sieht aus, als wollte die Sonne durch die Wolkenschichten dringen«, sagte ich. »Ich bete zu Gott, daß das nicht geschieht.«

»So etwas hat es schon gegeben«, erwiderte Duare. »Natürlich wissen meine Landsleute nichts von der Sonne, die du mir beschrieben hast. Sie hielten ihr Licht für das allesumschlingende Feuer, das sich aus der geschmolzenen Masse erhob,

auf der Amtor angeblich schwimmt. Wenn die schützenden Wolkenschichten aufbrachen, sind die Flammen durchgeschlagen und haben alles Leben unter dem Wolkenriß zerstört.«

Ich zog das Flugzeug in eine scharfe Kurve und ging auf Nordkurs. »Wir verschwinden von hier«, sagte ich. »Die Sonne hat eine der Wolkenschichten schon durchbrochen; vielleicht überwindet sie auch die zweite.«

2

Wir beobachteten das Zunehmen der Helligkeit zu unserer Linken. Bald waren der ganze Himmel und der Ozean erleuchtet, wobei sich das gleißende Licht an einer Stelle konzentrierte. Bisher unterschied sich der Schimmer nicht von hellem Sonnenschein, wie wir ihn auf der Erde gewohnt sind. Dann brach jedoch das Licht plötzlich wie Feuerflammen durch! In beiden Wolkenschichten hatte sich ein Riß gebildet!

Fast sofort begann der Ozean zu kochen, was auch aus dieser Entfernung noch deutlich zu erkennen war. Gewaltige Dampfwolken stiegen auf, und die Hitze nahm zu und wurde bald unerträglich.

»Das ist das Ende«, sagte ich und beschleunigte das Flugzeug. Ich hielt nach Norden, weil der Riß in der Wolkendecke südwestlich von uns lag und der Wind aus dem Westen kam. Hätte ich Ostkurs eingeschlagen, hätte uns der Wind die Hitze hinterhergetragen. Unsere einzige Hoffnung lag also im Norden. »Solange wir noch leben, dürfen wir nicht an den Tod glauben«, fügte ich lächelnd hinzu. »Ich muß an Danus' Worte denken. Als er

mir das Unsterblichkeitsserum gab, sagte er, daß ich mit dieser Injektion noch mindestens tausend Jahre leben würde. Ich bin neugierig zu erfahren, ob er recht hatte.«

»Du bist albern«, sagte sie. »Aber deine Albernheit beruhigt mich.«

Gewaltige Dampfwolken stiegen im Südwesten auf, erreichten die Wolken und dämpften das Sonnenlicht. Ich konnte mir die vernichtende Wirkung vorstellen, die die Hitze auf das Meer hatte. Schon entdeckte ich unter mir zahlreiche Meerestiere, die vor der Katastrophe flohen – und sie flohen ebenfalls nach Norden! Neue Hoffnung belebte mich.

Die Wasseroberfläche wurde aufgepeitscht, als Todfeinde in panischem Entsetzen nebeneinander flohen. Die Stärkeren stießen die Schwächeren zur Seite. Ich wußte nicht, wie die Tiere gewarnt worden waren, aber schon weit vor uns zeigte sich Bewegung, obwohl wir viel schneller vorwärtskamen als die Meeresbewohner.

Die Lufttemperatur blieb konstant, und ich begann mich schon zu freuen, als plötzlich der Wind umschlug und in gewaltigem Stoß von Süden heranwehte. Er brachte eine derartige Hitze mit sich, daß wir fast erstickten. Dampfwolken wirbelten um uns herum und machten die weitere Orientierung fast unmöglich.

Ich zog das Flugzeug in die Höhe, um aus der Dampfwolke herauszukommen – schaffte es aber nicht. Der Wind hatte sich inzwischen zu einem Sturm entwickelt, der uns weiter nach Norden trieb – fort von der kochenden See und der tödlichen Sonnenhitze. Wenn nur der Spalt in der Wolkenschicht nicht größer wurde!

Ich blickte zu Duare hinüber, die mit zusammengepreßten Lippen nach vorn starrte, obwohl es dort nichts zu sehen gab. Sie schien meinen Blick zu spüren, denn sie drehte sich um und lächelte mich an.

»Es passiert uns doch immer wieder etwas«, sagte sie.

»Wenn du dir ein ruhiges Leben gewünscht hast, dann bist du an den falschen Mann geraten. Ich lande anscheinend immer wieder in Abenteuern. Aber das will nicht viel heißen. Einer meiner Freunde, der zahlreiche wissenschaftliche Expeditionen in entlegene Gegenden der Erde unternommen hat, ohne jemals etwas zu erleben, ist der Meinung, daß Abenteuer ein Zeichen von Dummheit und Unfähigkeit sind.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Duare. »Was hat es mit Dummheit und Unfähigkeit zu tun, daß jetzt gerade die Wolken aufreißen mußten?«

»Ein wenig mehr Intelligenz hätte mich wahrscheinlich davon abgehalten, überhaupt eine Marsreise zu planen – aber dann hätte ich dich nie kennengelernt. Ich bin also froh, daß ich nicht intelligenter bin.«

»Ich auch.«

Die Hitze blieb konstant. Nur der Wind nahm weiter zu. Mit der Stärke eines Hurrikans schleuderte er unseren Anotar wie eine Feder hin und her. Ich konnte nicht viel dagegen tun, weil die Maschine bei solchem Wetter kaum auf die Kontrollen reagierte. Ich konnte nur hoffen, daß wir hoch genug flogen, um nicht gegen irgendwelche Berge geworfen zu werden. Sollte sich uns allerdings einer der gigantischen amtorischen Wälder in den Weg stellen, dann war guter Rat teuer. Ich konnte eben noch den Propeller erkennen. Der Sturm mußte uns gewaltig vorangetrieben haben, und wir waren wahrscheinlich schon nicht mehr über dem Wasser. Vielleicht ragte eine Bergkette drohend vor uns auf, vielleicht rasten wir gleich gegen einen Baumstamm. Ich fühlte mich äußerst hilflos.

»Ich würde alles darum gebe, wenn ich jetzt etwas sehen könnte!« sagte ich laut.

Und als ob mein Wunsch erhört worden wäre, öffnete sich die wirbelnden Nebelschwaden vor uns und gaben den Blick frei auf einen Felshang,

der drohend vor uns aufragte. Ich betätigte die Kontrollen.

Ich versuchte das Flugzeug zur Seite zu ziehen, aber der gewaltige Druck des Windes trieb uns weiter – unserer Vernichtung zu. Duare blieb ruhig; nichts verriet die Angst, die sie sicherlich verspürte.

Mich bedrückte in diesen letzten Sekunden vor allem der Gedanke, daß das wunderbare Wesen neben mir jetzt am Fels zerschellen würde. Ich dankte Gott, daß ich das nicht mehr miterleben mußte. Am Fuße des Steilhangs würden wir beide gleichzeitig den Tod finden.

Wir waren dicht vor der Felswand, als wir plötzlich von einem starken Aufwind ergriffen und in die Höhe gerissen wurden. Der Sturm warf uns wie ein Spielzeug herum. Die Winde, die auf das steile Hindernis stießen, wurden nach oben abgelenkt und hoben uns über die Berge hinweg, und Sekunden später rasten wir über eine Hochebene dahin. Der Wasserdampf war in unzählige kleine Wolkenfetzen zerrissen, und wir konnten endlich wieder etwas erkennen.

Aber noch waren wir nicht in Sicherheit. Der Tornado hatte nicht nachgelassen. Ich warf einen Blick über die Schulter – die gewaltige Helligkeit war verschwunden. Der Wolkenriß hatte sich offenbar wieder geschlossen.

Ich beschleunigte – in dem vergeblichen Bemühen, das Flugzeug einigermaßen still zu halten. Aber der Wind warf uns noch immer wild hin und her, und mehr als einmal stellte sich die Maschine auf den Kopf, so daß wir nur durch unsere Sicherheitsgurte vor dem Hinausstürzen bewahrt wurden.

Wie lange wir so mit den Elementen kämpften, weiß ich nicht, aber die Morgendämmerung zog schon herauf, als der Wind etwas nachließ und wir uns ein wenig ausruhen konnten.

Seit Stunden hatten wir kein Wort mehr gewechselt, denn das Heulen des Sturmes hätte unsere Stimmen übertönt. Ich konnte sehen, daß Duare am Ende ihrer Kräfte war, doch ich konnte nichts dagegen tun. Richtig ausruhen konnten wir uns erst, wenn wir eine Landestelle gefunden hatten.

Der neue Tag enthüllte uns eine unbekannte Welt. Wir flogen an einem riesigen Ozean entlang, und es waren riesige Ebenen zu erkennen – Ebenen mit Wäldern und Flüssen – und dahinter eine Kette schneebedeckter Berge.

Wo mochten wir sein? Die Gewalt des Windes mußte uns Tausende von Kilometern nach Norden getragen haben, so daß ich einigermaßen sicher war, daß wir den Äquator überquert hatten und uns nun in der gemäßigten Klimazone der nördlichen Venushalbkugel befanden. Wo Korva lag, konnte ich nur vermuten.

3

Plötzlich war der Sturm zu Ende; es herrschte eine Ruhe wie im Paradies.

»Du bist sicher müde«, sagte Duare. »Laß mich an die Kontrollen. Du hast jetzt zwei Nächte nicht geschlafen.«

»Dasselbe gilt für dich, und gegessen und getrunken haben wir seit unserem Abflug von Vepaja auch nicht!«

»Da unten ist ein Fluß, und es gibt sicher auch Wild«, sagte Duare. »Ich weiß gar nicht, wie mir zumute ist. Ich bin hungrig und durstig und schlaftrig zugleich.«

»Wir werden das alles in der richtigen Reihenfolge beheben«, sagte ich.

Ich zog das Flugzeug herum und hielt nach Zeichen menschlicher Existenz Ausschau, denn nach meiner Erfahrung mußten wir uns vor den Menschen am meisten in acht nehmen. Wo es keine Menschen gibt, ist man relativ sicher – auch in einer Welt voller wilder Tiere.

In einiger Entfernung entdeckte ich einen Binnensee. Die Ebene unter uns war hier und da von Bäumen bestanden. Große Tierherden grasten. Ich ging tiefer, um mir ein Opfer auszusuchen und es vom Flugzeug aus abzuschießen.

Mein Plan war ausgezeichnet, klappte aber nicht. Die Tiere entdeckten uns zu früh und ergriffen die Flucht, ehe wir uns ihnen nähern konnten.

»Da verschwindet unser Frühstück«, sagte ich.

»Und das Mittag- und Abendessen auch«, sagte Duare.

»Das Wasser läuft uns jedenfalls nicht weg«, fügte ich hinzu und setzte bei einem kleinen Fluß zur Landung an.

Das Gras reichte bis dicht ans Wasser, und als Duare getrunken hatte, streckte sie sich aus, um einen Augenblick auszuruhen. Ich wanderte ein wenig herum und hoffte, daß mir irgendein Tier über den Weg laufen würde. Als ich schließlich zu Duare zurückkehrte, war sie eingeschlafen. Ich brachte es nicht übers Herz, sie zu wecken, denn ich wußte, daß sie Schlaf noch dringender brauchte als Nahrung. Also setzte ich mich neben sie, um über sie zu wachen.

Es war ein herrliches Fleckchen – ruhig und friedlich. Nur das Murmeln des Wassers durchdrang die Stille. Wir schienen jeder Gefahr

entrückt zu sein, zumal ich einen guten Blick in alle Richtungen hatte. Das Plätschern des Wassers beruhigte meine Nerven.

Ich hatte vielleicht fünf Minuten so im Gras gesessen, als sich etwas höchst Verwunderliches ereignete. Ein großer Fisch kam aus dem Fluß und setzte sich neben mich. Er starrte mich einen Augenblick an.

»Du bist Carson von der Venus«, sagte der Fisch. Eine Feststellung, keine Frage. Es schien mir irgendwie nicht seltsam, daß der Fisch sprechen konnte.

»Woher weißt du das?« fragte ich.

»Taman hat es mir gesagt. Er hat mich geschickt. Ich soll dich nach Korva bringen. Er hat einen großen Triumphmarsch vorbereitet. Du und deine Prinzessin – ihr sollt auf einem großen Gantor durch die Boulevards Sanaras zum Palast des Königs reiten.«

»Das klingt sehr schön«, sagte ich. »Aber könntest du mir vielleicht sagen, wer mir da in den Rücken stößt und was das soll?«

Bei diesen Worten glitt der Fisch plötzlich ins Wasser. Ich fuhr herum und entdeckte etwa zwölf bewaffnete Männer, die uns umstanden. Einer hatte mir mit einem dreizackigen Speer in den Rücken gestoßen. Duare richtete sich entsetzt

auf, aber schon waren zwei Soldaten zur Stelle und bedrohten auch sie mit ihren Dreizacken. Ich hätte meine Pistole ziehen können, wagte sie aber nicht zu benutzen, weil ich Duare nicht in Gefahr bringen durfte.

Ich schaute mich um und stellte plötzlich fest, daß die bärtigen Krieger etwas eigenartig Unmenschliches an sich hatten. Sie besaßen Kiemen, und zwischen ihren Fingern und Zehen waren Schwimmhäute sichtbar. Dann fiel mir der Fisch ein, der aus dem Fluß geklettert war und sich mit mir unterhalten hatte. Na also – ich hatte geschlafen, und der Traum war noch nicht zu Ende! Der Gedanke daran war so lustig, daß ich lachen mußte.

»Warum lachst du?« fragte mich einer der Krieger. »Etwa über uns?«

»Ich lache über mich selbst«, erwiderte ich. »Ich erlebe gerade einen sehr amüsanten Traum.«

Duare starrte mich aus weitaufgerissenen Augen an. »Was ist los mit dir, Carson?« fragte sie.

»Nichts – außer daß es sehr dumm von mir war, einzuschlafen. Ich wünschte, ich könnte jetzt aufwachen.«

»Du bist wach, Carson! Schau mich an!«

»Du siehst also auch, was ich sehe?« fragte ich und deutete auf die Krieger.

»Wir haben beide geschlafen, Carson, aber jetzt sind wir wach – und man hat uns überwältigt.«

»Ja, ihr seid Gefangene«, sagte der Krieger.
»Kommt mit.«

Duare stellte sich dicht neben mich. »Warum wollt ihr uns gefangennehmen?« fragte sie den Soldaten. »Wir haben nichts getan. Wir sind von einem großen Sturm hierher verschlagen worden und sind hier gelandet, um etwas zu trinken und zu essen. Laßt uns weiterziehen. Ihr habt nichts von uns zu befürchten.«

»Wir müssen euch nach Mypos bringen«, erwiderte der Mann. »Tyros entscheidet, was dann weiter mit euch geschieht. Ich bin nur ein einfacher Soldat.«

»Wer oder was sind Mypos und Tyros?« fragte Duare.

»Mypos ist die Stadt des Herrschers – und Tyros ist der Jong«, sagte er.

»Glaubst du, daß er uns freiläßt?«

»Nein«, sagte der Krieger. »Tyros der Unheimliche läßt keine Gefangenen frei. Ihr werdet Sklaven sein. Der Mann wird vielleicht sofort umgebracht,

aber das Mädchen wird Tyros bestimmt nicht töten.«

Die Männer waren mit Dreizack-Speeren, Schwertern und Dolchen bewaffnet; Schußwaffen waren nicht zu sehen. Ich hielt es für möglich, daß Duare allein fliehen konnte, und flüsterte ihr zu, daß sie sich zum Anotar durchschlagen sollte, während ich die Krieger mit der Pistole in Schach hielt.

Aber sie wollte sich um keinen Preis in der Welt von mir trennen. »Ich bleibe bei dir«, flüsterte sie und schüttelte den Kopf.

»Was flüstert ihr da?« fragte der Soldat.

»Wir haben uns gerade gefragt, ob du es wohl zuläßt, daß wir den Anotar mitnehmen.«

»Was sollen wir mit dem Ding in Mypos?«

»Vielleicht möchte es sich Tyros einmal ansehen, Ulirus«, sagte ein anderer Krieger.

Ulirus schüttelte den Kopf. »Wir bekämen es nie durch den Wald«, sagte er und wandte sich plötzlich zu mir um. »Wie habt ihr es überhaupt hierher gebracht?«

»Komm, ich zeig's dir«, sagte ich. Wenn ich ihn zusammen mit Duare in den Anotar bekam, konnte es einige Zeit dauern, bis Ulirus sein Mypos

wieder zu Gesicht bekam. Aber der Bursche war mißtrauisch.

»Ihr könnte es mir beschreiben«, erwiderte er.

»Wir haben den Anotar Tausende von Kilometern weit hierher geflogen.«

»Geflogen?« fragte er. »Was soll das heißen?«

»Nun, wir steigen ein, und er hebt sich in die Luft und bringt uns, wohin wir wollen!«

»Jetzt lügst du mich an.«

»Ich kann's dir zeigen. Meine Begleiterin und ich bringen den Anotar in die Luft, und du kannst mit eigenen Augen zusehen.«

»Nein. Wenn ihr mir die Wahrheit über das Ding sagt, kämt ihr nie zurück.«

Schließlich halfen mir die Krieger, den Anotar zwischen die Bäume zu schieben und dort festzubinden. Ich versicherte ihnen, daß ihr Jong die Maschine sicher sehen wollte und daß er bestimmt sehr ärgerlich wäre, wenn ihr etwas passierte. Da sie große Angst vor Tyros hatten, wirkten diese Argumente Wunder.

Schließlich wurden wir durch den Wald eskortiert. Ulirus wanderte neben uns dahin. Er schien kein allzu übler Bursche zu sein. Er flüsterte mir zu, daß er uns gern freiließe, daß er das jedoch nicht wagen könnte, weil Tyros sicher davon erfahren

würde. Er interessierte sich sehr für mein blondes Haar und meine grauen Augen und stellte mir viele Fragen über meine Heimat.

Ich interessierte mich auch sehr für ihn und seine Artgenossen. Körperlich waren sie alle gut in Form, nur ihre Gesichter hatten eine Eigenart, die ich bereits beschrieben habe. Kiemen und Bärte und vorstehende Lippen und Augen ergaben zusammen derart ausdruckslose Gesichter, daß es mir kalt über den Rücken lief.

»Sie sehen wie Fische aus«, flüsterte mir Duare zu.

Wie sehr diese Beobachtung zutraf, sollten wir erst viel später erfahren.

Wir folgten einem ausgetretenen Pfad durch den Wald, der – wie alle Wälder auf Amtor – von außerordentlicher Schönheit war. Die Rinde der Bäume leuchtete in zahlreichen Farben, und das Blattwerk rundete die Skala in herrlichen Pastelltönungen ab. Es gibt viele verschiedene Waldarten auf der Venus, die alle ihren eigenen Reiz haben, und da ich ein begeisterter Anhänger alles Schönen bin, ließ ich meine Blicke hin und her wandern.

Dabei störte mich auch der Gedanke nicht, daß wir einem höchst ungewissen Schicksal entgegengingen. Beruhigend fand ich es, daß mir Ulirus aus irgendeinem Grund die Pistole nicht abgenommen hatte. Ich sann gerade darüber nach, als er auch schon die Hand ausstreckte und mich fragte, was das für ein Gebilde wäre.

»Das ist ein Zauber, der mich vor allem Bösen schützt«, sagte ich.

»Gib es mir«, sagte er.

Ich schüttelte den Kopf. »Lieber nicht, Ulirus«, sagte ich, »denn du hast uns bisher anständig behandelt.«

»Was soll *das* heißen?« Einige Krieger verfolgten unser Gespräch mit Interesse.

»Das ist mein ganz persönlicher Zauber«, erklärte ich ihm. »Wer ihn außer mir berührt, stirbt. Wenn du das Risiko eingehen möchtest, bitte.« Ich nahm die Waffe aus dem Halfter und hielt sie ihm hin.

Er zögerte. Die anderen Krieger beobachteten ihn. »Ein andermal«, sagte er. »Wir müssen so schnell wie möglich nach Mypos.«

Ich sah zu Duare hinüber, die sichtlich an sich hielt, um nicht zu lächeln. Ich steckte die Waffe wieder ein, und obwohl wir nicht mehr darüber sprachen, merkte ich, daß unsere Bewacher das Interesse daran nicht verloren hatten; immer wieder betrachteten sie sie.

Wir hatten im Wald etwa zwei Kilometer zurückgelegt, als wir wieder ins Freie traten. Vor mir erblickten wir den Binnensee, den ich bereits vor der Landung vom Flugzeug aus gesehen hatte. An der Küste dieses Sees erhob sich eine befestigte Stadt.

»Das ist Mypos«, sagte Ulirus. »Die größte Stadt der Welt.«

Soweit man von hier aus erkennen konnte, umfaßte die Siedlung vielleicht hundert Morgen. Ich stellte Ulirus' Behauptung aber nicht in Zweifel. Wenn er seine Stadt für die größte halten wollte, bitte sehr.

Am Tor wurden wir sofort eingelassen, und Ulirus machte sich unverzüglich daran, dem wachhabenden Offizier von meinem Zauber zu erzählen, vor dem sich die anderen in acht nehmen sollten. Dabei übertrieb er nicht wenig, so daß niemand geneigt schien, meine Pistole zu berühren.

»Und jetzt«, sagte ich schließlich, »bringt uns sofort zu Tyros.«

Ulirus und der Offizier der Wache starrten mich erstaunt an. »Ist der Mann verrückt?«

»Er ist fremd hier«, sagte Ulirus. »Er kennt Tyros noch nicht.«

»Meine Begleiterin und ich«, erklärte ich, »gehören der königlichen Familie Korvas an. Wenn der Jong stirbt, werde ich den Thron besteigen.«

»Oh, das solltest du Tyros nicht erzählen«, sagte der Offizier. »Vielleicht weißt du es nicht, aber Tyros ist der einzige wirkliche Jong auf der Welt. Alle anderen sind Betrüger. Wenn du vor ihm auf die Verwandschaft mit einem Jong anspielst, läßt er dich vielleicht umbringen.«

»Was wollt ihr also mit uns anfangen?« fragte ich.

»Bringt sie in das Sklavenlager beim Palast«, befahl der Offizier. »Sie sind kräftig genug, um dem Jong zu dienen.«

Ulirus führte uns durch schmale, enge Straßen, an denen schief einstöckige Häuser aus Holz oder Lehm standen. Offensichtlich hatten die Bewohner von Mypos kein Auge für gerade Linien und Symmetrie. Türen und Fenster gab es in allen Größen und Formen.

Die Stadt lag an der Küste eines großen Süßwassersees, und als wir uns dem Wasser näherten, wurden die Häuser zweistöckig, und einige hatten sogar kleine Türme. Das größte dieser Gebäude war der Palast des Tyros.

Das Lager, in das wir gebracht wurden, schloß sich an das Palastgrundstück an. Mehrere hundert winzige Zellen säumten einen Hof, in dessen Mitte sich ein kleiner Tümpel befand. Ehe wir durch das Tor gestoßen wurden, beugte sich Ulirus noch einmal zu mir herüber: »Du darfst niemand sagen, daß du der Sohn eines Jong bist«, flüsterte er.

»Aber ich habe es dir und dem Offizier der Wache doch schon gesagt!«

»Wir verraten nichts«, sagte er. »Aber die Sklaven würden es vielleicht weitersagen, um Gunst zu erringen.«

Ich war verwirrt. »Und warum wirst du nichts sagen?«

»Weil du mir gefällst, und weil ich Tyros hasse. Wir alle hassen Tyros.«

»Vielen Dank für die Warnung, Ulirus. Ich fürchte nur, ich kann mich für diesen Gefallen nicht revanchieren.« Im nächsten Augenblick öffnete ein Wächter die Tür, und wir wurden hineingestoßen.

In dem Lager hielten sich etwa dreihundert Sklaven auf, zumeist Menschen wie wir. Es befanden sich auch einige Myposier darunter, bei denen es sich um gewöhnliche Kriminelle handelte oder um Wesen, die irgendwie den Zorn des Tyros erregt hatten. Da Männer und Frauen nicht voneinander getrennt waren, blieben auch Duare und ich zusammen.

Nachdem das Tor hinter uns zugefallen war, kamen sofort einige Sklaven näher und musterten uns neugierig. Sie begannen uns gerade Fragen zu stellen, als der Wachoffizier, der uns eben hereingelassen hatte, ins Lager geschlendert kam.

»Paßt auf!« flüsterte einer der Sklaven. »Da kommt Vomer.« Und langsam zerstreute sich die Menge.

Vomer trat vor uns hin und musterte mich und Duare langsam von Kopf bis Fuß. Sein Verhalten drückte äußerste Geringschätzung aus. »Was höre ich da von einem Gebilde, das ihr durch die Luft steuert wie einen Vogel?«

»Was weiß ich, was du so hörst?« gab ich patzig zurück.

Die Gesichter der Myposier bleiben stets völlig ausdruckslos so daß man nicht erkennen kann, welche Gefühle sie bewegen. Vomers Kiemen öffneten und schlossen sich in schneller Folge, was vielleicht ein Zeichen von Erregung war. Ich wußte es nicht, und es war mir auch gleichgültig. Der Bursche regte mich auf.

»In solchem Ton sprichst du gefälligst nicht mit mir, Sklave!« brüllte er jetzt. »Weißt du denn nicht, wer ich bin?«

»Nein!«

Duare flüsterte mir zu: »Carson, nimm dich in acht!«

Es wurde mir bewußt, daß sie recht hatte, daß ich sie nicht unnötig in Gefahr bringen durfte. »Was willst du wissen?« fragte ich daher etwas gemäßigter. Es kostete mich ziemliche Mühe, dieses Wesen höflich zu behandeln.

»Ich will wissen, ob Ulirus die Wahrheit gesagt hat«, sagte er. »Er hat mir berichtet, daß ihr in einem großen Gebilde durch die Lüfte geflogen seid wie ein Vogel – und die Krieger aus seiner Gruppe bestätigen das.«

»Es stimmt.«

»Es kann aber nicht stimmen«, widersprach Vomer.

Ich zuckte die Achseln. »Wenn du weißt, daß es nicht stimmen kann – warum fragst du dann überhaupt?«

Vomer starrte mich mit seinen kalten Fischaugen an, wandte sich um und ging davon.

»Jetzt hast du ihn dir zum Feind gemacht«, sagte Duare.

»Alle Myposier sind unsere Feinde«, sagte ich. »Ich hätte ihm am liebsten ins Gesicht geschlagen.«

Ein neben uns stehender Sklave lächelte: »Das möchten wir alle gern«, sagte er. Er hatte mich schon eine Zeitlang interessiert gemustert, und es war offensichtlich, daß wir seine Neugier geweckt hatten. »Ich heiße Kandar«, sagte er. »Ich komme aus Japal.«

»Und ich bin Carson von der Venus«, erwidierte ich. »Ich bin ein Bürger Korvas.«

»Ein solches Land kenne ich nicht«, erwiderte er. »Und ich habe auch noch nie einen Mann mit solchen Haaren und Augen gesehen. Sind in Korva alle Männer wie du?«

Ich versuchte ihm den Sachverhalt zu erklären, aber die Tatsache, daß es außer Amtor noch eine andere Welt gab, blieb ihm ebenso unverständlich wie meine Versicherung, daß Korva einige tausend Kilometer weiter südlich liegen mußte. Auch er hielt seine Welt für flach und glaubte, daß die Scheibe einige Kilometer im Süden zu Ende war.

Ich wechselte schließlich das Thema und fragte ihn nach den Myposiern und nach der Behandlung, die wir hier zu erwarten hatten.

»Oh, die Arbeit hier an Land ist erträglich«, sagte er, »und wir werden auch nicht schlecht behandelt. Aber draußen auf dem Meer ist das anders. Bete, daß du nicht auf ein Schiff geschickt wirst.«

5

Die Sklaven im Lager stammten aus zahlreichen Ländern – aus mir unbekannten Ländern im Osten, Westen und Norden. Nur aus dem Süden schien niemand zu kommen. Dort lag die *terra incognita*, das Schreckensgebiet, in das sich niemand vorwagte.

Die meisten Sklaven stammten von Schiffen, die an der Küste des großen Sees oder draußen auf dem Ozean gescheitert waren, der fünfzehn Kilometer von der Stadt entfernt begann. Kandar berichtete mir, daß der See etwa achthundert Kilometer lang wäre und daß Mypos an seinem unteren Ende läge, während Japal das obere Ende einnähme.

»Wir Japalier treiben Handel mit mehreren freundlichen Nationen, die an den Ufern des großen Sees wohnen, und auf unseren Seefahrten kommen wir oft an Mypos vorbei. Manchmal erleiden wir Schiffbruch, manchmal werden unsere Schiff auch von den Myposiern angegriffen. Die meisten Katastrophen gibt es, wenn sich der See durch einen schmalen Kanal in den Ozean ergießt. Nur bei Flut gelangt ein Schiff durch den Kanal vom Ozean

in den See, denn dann fließt das Wasser in diese Richtung; bei Ebbe ist es genau umgekehrt, und kein Schiff kommt gegen den starken Strom an.«

Am Tage nach unserer Gefangennahme kam Vomer in Begleitung einiger Krieger in das Lager und wählte männliche Sklaven aus, zu denen auch Kandar und ich gehörten. Wir wurden zur Küste geführt, wo ich zum erstenmal myposische Schiffe zu Gesicht bekam. Einige der Schiffe waren ziemlich groß; sie hatten eine Länge von fast dreißig Metern und waren mit Segeln und Rudern ausgestattet. Bei den größeren schien es sich um Kriegsschiffe zu handeln, um Zweidecker mit großen, niedrigen Decks, die die obere Reihe der Ruder überragten und die Hunderte von Kriegern aufnehmen konnten. Auf kleinen Deckshäusern an Bug und Heck erhoben sich Maschinen, deren Zweck ich nicht sofort erkannte. Ich sollte aber bald damit unangenehme Bekanntschaft schließen.

Ich fragte Kandar, ob die Myposier irgendwelche motorgetriebenen Schiffe besäßen, und stieß mit dieser Frage auf Unverständnis, und meine weiteren Fragen enthüllten mir, daß wir hier in eine Hemisphäre der Venus geraten waren, in der eine völlig andere Kultur herrschte. Nichts ließ sich hier mit der fortgeschrittenen Zivilisation Vepajas, Korvas oder Havatoos vergleichen. Überdies deuteten die Alterserscheinungen bei den Myposiern

und ihren Gefangenen darauf hin, daß man auch das Unsterblichkeitsserum des Südens noch nicht kannte. Nur in der Sprache herrschte eine gewisse Übereinstimmung.

Wir machten uns schließlich an die Arbeit. Eine Barke mußte mit Felsblöcken beladen werden, die zur Verstärkung der Uferbefestigungen gedacht waren. Mit einer Peitsche in der Hand wanderte Vomer zwischen uns hin und her und teilte Hiebe aus, die Tüchtige und Faulenzer gleichermaßen trafen. Ich sah, daß er mich fixierte, während er sich langsam zu mir durcharbeitete, und ich fragte mich, ob er es wagen würde.

Schließlich hatte er mich erreicht. »Mach dich an die Arbeit, Sklave!« brüllte er und hob die Peitsche, um mich mit einem fürchterlichen Schlag anzutreiben.

Ich ließ den Felsbrocken fallen und starrte ihn an, die Hand auf den Pistolengriff gelegt. Vomer zögerte, und seine Kiemen flatterten in schnellem Rhythmus – ein deutliches Zeichen der Wut oder Aufregung.

Die anderen Krieger und auch die Sklaven verfolgten die Auseinandersetzung mit Interesse. Vomer fühlte sich in die Enge gedrängt, und ich fragte mich, was er jetzt tun würde. Seine Reaktion war denn auch typisch. »An die Arbeit!« sagte er wild und wandte sich um.

Die Krieger starrten ihm nach. Ihre Gedanken waren nicht zu erraten. Vomers Stellvertreter ließ uns allerdings darüber nicht lange im Zweifel.

»Gib mir deine Peitsche«, sagte er zu Vomer. »Wenn du dich vor dem Sklaven fürchtest, übernehme ich die Bestrafung!«

»Wer hat gesagt, daß ich Angst habe?« fragte Vomer.

»Ich«, sagte der Krieger.

»*Ich* befehle hier!« brüllte Vomer. »Ich kann einen Sklaven bestrafen oder ihn nicht bestrafen, ganz wie es mir gefällt. Wenn du ihn unbedingt strafen willst – hier ist meine Peitsche.«

Der Bursche ließ sich das nicht zweimal sagen und kam langsam auf mich zu.

»Du solltest dich hiervor in acht nehmen!« sagte ich warnend und legte die Hand auf meine Pistole.

»Was ist damit?« fragte der Krieger.

»Dieses Ding bringt dich um«, sagte ich. »Es bringt dich um, ehe du zuschlagen kannst.«

Die vorspringenden Lippen des Wesens rundeten sich zu einem O, und er saugte hörbar die Luft ein – was einem myopischen Lachen gleichkommt.

»Ich will dich nicht umbringen«, sagte ich, »aber wenn du mich zwingst...«

»Ich habe schon ganz andere Sklaven zu Tode gepeitscht!« brüstete sich der Bursche, hob die Peitsche und ging zum Angriff über.

Nun warf ich alle Bedenken über Bord. Ich durfte nicht mehr daran denken, welche Nachteile aus meiner Handlungsweise für Duare und mich erwachsen konnten. Ich zog meine Strahlenpistole und feuerte, und mein Angreifer fiel tot zu Boden.

Die Sklaven starrten mich entsetzt an, und die Kiemen der Fisch-Menschen bewegten sich schnell. Ein Krieger hob seinen Dreizack, um ihn in meine Richtung zu schleudern, und ich ließ meine Waffe ein zweitesmal aufzischen. Dann fuhr ich herum, so daß ich alle Wächter vor mir hatte. Sie starrten Vomer an und schienen auf seine Befehle zu warten.

»Geht wieder an die Arbeit, Sklaven!« sagte er. »Wir haben schon genug Zeit verschwendet.« Seine Stimme und seine Knie zitterten.

Kandar, der neben mir arbeitete, sagte leise: »Einer von uns muß ihn immer im Auge behalten, sonst erledigt er dich, wenn du ihm den Rücken zuwendest. Ich passe auf.«

Ich dankte ihm. In ihm schien ich einen wirklichen Freund gefunden zu haben.

6

Als wir ins Lager zurückkehrten, erzählte Kandar Duare von dem Vorfall. Ich hatte ihr die unangenehme Nachricht gern erspart, denn sie hatte auch so schon genug Sorgen. Aber sie blieb ganz ruhig.

»Ich wußte, daß Vomer unser Feind ist«, sagte sie, »und ich bin froh, daß die Fronten nun endgültig geklärt sind.«

»Wenn ich nur eine Audienz bei Tyros bekäme«, sagte ich. »Vielleicht könnte ich bei ihm etwas erreichen. Immerhin ist meine Begleiterin die Tochter eines Jong, und ich selbst bin der Sohn eines Königs, wenn auch nur Adoptivsohn.«

Kandar schüttelte lächelnd den Kopf. »Du kennst Tyros nicht«, sagte er. »Die Myposier halten sich für die führende Rasse dieser Welt. Sie scheinen sich sogar zu wundern, daß wir anderen überhaupt sprechen können. Tyros hat den Ehrgeiz, Amtor zu erobern. Er weiß sehr wohl, daß ich der älteste Sohn des Jong von Japal bin, doch ich werde nicht besser behandelt als der niedrigste Sklave. Nein, mein Freund, eine Audienz bei Tyros

würde dir nichts nützen. Bestenfalls kannst du auf das Unmögliche hoffen.«

»Und das wäre?« fragte Duare.

»Die Flucht.«

»Du hältst eine Flucht für unmöglich?«

»Nun, jedenfalls ist sie unwahrscheinlich«, erwiderte Kandar lächelnd. »Ich möchte zwar hier nicht ewig Sklave bleiben, aber bisher ist mir noch kein vernünftiger Fluchtplan eingefallen. Was will man bei all den wachsamen Wächtern und Spionen auch anders erwarten?«

»Spione?« fragte Duare.

»Ja, unter den Sklaven gibt es viele, die ihre Leidensgenossen verraten, um sich bei ihren Herren in Gunst zu setzen. Man kann nie vorsichtig genug sein. Wie wollt ihr wissen, daß ich kein Spion bin?« fragte er lächelnd.

»Das Risiko gehe ich gern ein«, erwiderte ich. »Ich glaube einen Menschen richtig beurteilen zu können, auch wenn ich ihn erst kurz kenne.«

»Vielen Dank, aber du solltest dir deiner Sache nicht zu sicher sein«, erwiderte er lachend, womit er mich in meiner Ansicht nur bestärkte.

Kandar gefiel uns sehr; man merkte ihm deutlich an, daß er aus gutem Hause kam. Wie alle Mitglieder königlicher Familien, die ich auf Amtor

bisher kennengelernt hatte, zeichnete ihn eine unverwechselbare Ruhe und Gelassenheit aus.

Am Morgen des folgenden Tages kam Vomer mit einigen Kriegern in das Lager. Mit lauter Stimme forderte er Duare auf, vorzutreten. Sofort sprang ich auf. Ich wußte nicht, was er von dem Mädchen wollte, aber ich ahnte nichts Gutes. Ich trat also sofort neben sie.

»Deinen Namen habe ich nicht aufgerufen, Sklave!« sagte Vomer. Ich schwieg. *»Zurück in deinen Stall, Sklave!«* donnerte er.

»Nicht ehe ich weiß, was du von meinem Weib willst!« sagte ich.

Seine Kiemen flatterten, und er schürzte die Lippen und pustete wie ein auftauchender Wal. Offensichtlich war er ärgerlich.

Er trat einen Schritt auf mich zu und zögerte; schließlich sah er seine Krieger an, die seinem Blick aber geschickt auswichen. Offenbar hatten sie von meiner Strahlpistole schon gehört.

»Carson von der Venus, tritt vor!« sagte er schließlich.

»Ich bin ja schon hier!« erwiderte ich, aber er kümmerte sich nicht darum.

»Kandar von Japal, vortreten!« keuchte er. Er hätte wahrscheinlich gern gebrüllt, aber seine

Kiemen hatten sich noch nicht wieder beruhigt, so daß er keinen vernünftigen Laut herausbekam. Ich mußte lachen.

»Worüber lachst du, Sklave!« fragte er.

Duare legte mir die Hand auf den Arm, ehe ich etwas sagen konnte. Sie war wieder einmal vernünftiger als ich. Ich verkniff mir also meine Antwort.

Vomer rief noch einige andere Namen auf, und die Sklaven traten neben uns. Dann stellten sich die myposischen Krieger vor und hinter uns auf und führten uns durch die engen Straßen der Stadt. Wo mochte unser Ziel liegen? Welchen neuen Abenteuern, welchen neuen Gefahren gingen wir entgegen?

Die Straßen waren stellenweise so eng, daß sich die entgegenkommenden Fußgänger an die Wände pressen mußten, um uns durchzulassen. Im Gänsemarsch erreichten wir schließlich einen Platz in der Nähe des Seeufers. Hier hatten sich einige Myposier um eine kleine Plattform geschart, und als sie unserer ansichtig wurden, begannen sie uns sofort zu untersuchen, während ein Mann mit Bart auf die Plattform stieg. Einer der Neugierigen, die durch unsere Reihen schritten, lenkte seinen Blick auf sich und berührte Duare an der Schulter.

Der Bärtige blickte zu Vomer. »Bringe die Frau herauf!« befahl er.

Ich sah zu, wie Vomer das Mädchen auf die Plattform führte. Was sollte jetzt geschehen? Ich wußte es nicht, hatte aber meine Befürchtungen.

»Was weißt du von dieser Frau?« fragte der Mann.

Der Bursche, der Duare an der Schulter berührte hatte, drängte sich nach vorn, und die anderen stellten sich hinter ihm auf.

»Sie wurde im Wald gefangengenommen«, berichtete Vomer. »Sie war in Begleitung eines Mannes, der sie als Tanjong eines Landes bezeichnet, von dem noch niemand etwas gehört hat. Mehr weiß ich nicht von ihr. Sie hat sich ruhig verhalten – aber ihr Begleiter ist ungehorsam und gefährlich. Er ist da unten.« Und er deutete auf mich. Der Mann mit dem Bart richtete seine Fischaugen auf mich, während ihm Vomer etwas ins Ohr flüsterte und dann die Plattform verließ.

Jetzt starrte der Bärtige auf die kleine Menschenmenge zu seinen Füßen und sagte: »Wer möchte diese Sklavin kaufen?«

Das war es also! Meine Vermutung war richtig gewesen. Aber was konnte ich tun?

»Ich kaufe sie für hundert Kloovol!« sagte der Mann, der sie berührt hatte.

Ein Vol entspricht etwa sechzig Cent. Der Bursche hatte also die Frechheit, für die Tochter eines Jong nur sechzig Dollar zu bieten!

»Und wer bietet mehr?« fragte der Auktionator.

»Ja, wer?« flüsterte ein Myposier in meiner Nähe. »Wer würde schon gegen Kod bieten wollen, der im Auftrag Tyros' hier ist?«

Duare wurde also dem Abgesandten des Königs zugeschlagen. Ich war wütend und konnte mich

nicht mehr beherrschen. Ich gedachte die Sache auszukämpfen, so viele Myposier zu töten wie möglich, Duare zu befreien und mich zum Stadttor durchzuschlagen. Mit etwas Glück ließ es sich schaffen.

Aber ich hatte nicht gemerkt, daß sich Vomer und seine Krieger um mich geschart hatten; offensichtlich ein Ergebnis der geflüsterten Unterhaltung mit dem Auktionator. Als ich jetzt meinen Plan in die Tat umsetzen wollte, wurde ich plötzlich von allen Seiten angesprungen und stürzte sofort zu Boden; die Übermacht war einfach zu groß.

Ehe ich meine Pistole ziehen konnte, hatte man mir schon die Hände auf dem Rücken gebunden, und ich war völlig hilflos. Allerdings berührte niemand meine Waffe, und ich kannte auch den Grund. Schließlich hatte ich verbreitet, daß jeder, der sie in die Hand nahm, sterben müßte.

Vomer begann mich zu treten, und schlug mir auch mehrere Male ins Gesicht, als mich die Wachen wieder hochgerissen hatten. Ich weiß nicht, wozu er sich noch hätte hinreißen lassen, wenn der Auktionator nicht eingeschritten wäre.

»Willst du ein wertvolles Kaufobjekt ruinieren?« fragte er.

»Ich würde nicht einen Vol für ihn ausgeben!«

Ich kümmerte mich nicht um das Gespräch, denn eben wurde Duare davongeführt. »Ich komme dich holen, Duare!« rief ich hinterher. »Irgendwie hole ich dich heraus!«

»Mund halten, Sklave!« donnerte Vomer.

Kandar stand neben mir. »Duare hat Glück«, sagte er.

»Wieso?«

»Sie ist für Tyros gekauft worden.«

»Aber was soll daran so gut sein?« fragte ich. »Es scheint mir, daß sie im Palast ein Schicksal erleiden wird, um das sie niemand beneiden kann.«

»Du irrst dich. Skabra wird dafür sorgen, daß sie Tyros nicht in die Hände fällt.«

»Wer ist Skabra?« fragte ich.

»Tyros' Frau, die Vadjong von Mypos – ein sehr eifersüchtiges und kämpferisches Wesen. Solange Skabra lebt, fällt Duare nicht in die Hände des Königs, dafür ist sie zu schön.«

Nun, das war wenigstens ein Hoffnungsschimmer.

In diesem Augenblick berührte ein Mann Kandar an der Schulter, und er wurde auf die Plattform geführt. Eine Anzahl von Myposiern umschwärzte ihn und betrachtete ihn.

Kandar war gefragt. Er erbrachte dreihundertundfünfzig Kloovol – dreieinhalbmal soviel wie Duare. Aber er war auch ein starker Mann. Außerdem beteiligte sich der königliche Agent nicht mehr an der Versteigerung, so daß jeder nach Herzenslust bieten konnte.

Nachdem Kandar gekauft worden war, berührte mich der Mann, der ihn erworben hatte, an der Schulter und ließ mich auf die Plattform führen.

»Wer möchte diesen guten Sklaven kaufen?« fragte der Auktionator.

Niemand sagte etwas. Niemand bot. Der Bärtige wartete einen Moment und ließ seinen Blick von einem zum anderen wandern.

»Er ist sehr stark«, sagte er dann. »Er hat gute Zähne. Ich habe sie selbst untersucht. Er könnte jahrelang gute Arbeit leisten. Ich bin sicher, daß er so intelligent ist wie die Angehörigen der niedrigen Kaste. Wer will ihn haben?«

Wieder trat Schweigen ein. »Es wäre schade, einen so guten Sklaven zu töten«, sagte der Auktionator und schien sogar den Tränen nahe zu sein. Und das war nicht schwer zu verstehen, da ihm jeder Verkauf eine Provision einbrachte.

Plötzlich brach es aus ihm heraus. »Warum hast du in berührt?« brüllte er den Mann an, der die Hand auf meine Schulter gelegt hatte.

»Ich wollte ihn nicht kaufen!« konterte dieser.
»Ich wollte nur feststellen, ob sein Fleisch auch fest ist. Neugier – nichts weiter.«

»Du hattest kein Recht dazu. Jetzt wirst du bieten müssen. Du kennst das Gesetz des Sklavenmarktes!«

»Oh, schon gut«, sagte der Mann. »Ich will ihn nicht, aber ich werde zehn Kloovol für ihn zahlen!«

»Möchte sonst noch jemand auf diesen Sklaven bieten?« fragte der Auktionator.

Anscheinend verspürte niemand den Wunsch.
»Na gut«, sagte er. »Dieser ausgezeichnete Sklave ist hiermit für zehn Kloovol an den Agenten Yrons verkauft. Schafft ihn weg!«

8

Durch diesen Kauf blieb ich mit Kandar zusammen, das war wenigstens etwas. Er war schon recht lange in Mypos und kannte die Stadt und die Sitten ihrer Einwohner ziemlich gut. Wenn sich eine Fluchtmöglichkeit ergab, war er zweifellos ein wertvoller Verbündeter.

Yrons Agent bedeutete uns, ihm zu folgen, und Kandar setzte sich gehorsam in Bewegung. Ich blieb jedoch stehen.

»Komm, Sklave!« befahl der Agent. »Los, was stehst du da herum?«

»Meine Hände sind zusammengebunden«, sagte ich.

»Na und? Los, komm!«

»Erst wenn du die Fesseln entfernst!«

Er schlug mich mit seiner Peitsche. »Ein bißchen mehr Tempo, Sklave!« brüllte er.

»Erst wenn meine Hände frei sind«, beharrte ich und legte mich auf den Boden.

Der Bursche begann mich immer wieder zu schlagen, aber ich rührte mich nicht von der Stelle.

»Wenn du ihn totschlagen willst«, sagte Kandar, »dann brauchst du nur weiterzumachen. Er wird erst gehorchen, wenn du ihm die Hände freimachst.«

Ich wußte, daß das nicht gerade ein annehmbares Verhalten für einen Sechs-Dollar-Sklaven war, aber ich hatte das Gefühl, gleich zu Anfang einiges klarstellen zu müssen, damit ich es hinterher etwas leichter hatte.

Der Agent schlug noch ein paarmal auf mich ein, dann bückte er sich und trennte die Fesseln. Ich stand sofort auf.

»Ich bin ein bekannter Sklaventreiber«, sagte er daraufhin. »Mir gehorchen alle.«

Es freute mich, daß er zufriedengestellt war, und ich blinzelte Kandar zu. Der grinste und schob sich neben mich. »Nimm dich in acht – die Burschen machen kurzen Prozeß mit widerspenstigen Sklaven. Und vergiß nicht, daß du Yron kaum etwas gekostet hast.«

Vomer hatte die Szene mit sichtlichem Vergnügen verfolgt. »Du hättest ihn nicht losbinden sollen«, wandte er sich jetzt an Yrons Agent.

»Warum?«

»Jetzt kann er dich mit dem Ding da umbringen«, sagte Vomer und deutete auf meine Pistole.

»Gib sie mir!« befahl der Agent.

Ich nahm die Waffe aus dem Halfter und reichte sie ihm.

»Nicht berühren!« schrie Vomer. »Es bringt dich um, wenn du es berührst!«

Der Mann wich hastig zurück.

»Du brauchst keine Angst zu haben«, sagte ich. »Solange du Kandar und mich gut behandelst, geschieht dir nichts.«

»Da hast du Yron aber einen schönen Sklaven eingekauft.« höhnte Vomer. »Er wird dir dafür den Kopf abschlagen lassen.«

Der Agent war mit seinem Kauf wirklich nicht recht glücklich, denn seine Kiemen zitterten. »Kommt, Sklaven!« befahl er schließlich und führte Kandar und mich weg.

Schon nach kurzem Marsch erreichten wir Yrons Haus und wurden dort in einen großen Hof geführt, dessen Mitte von einem kleinen See eingenommen wurde. Es gab auch Bäume und Büsche und Blumen und Rasen. Mehrere Sklaven waren mit Gartenarbeiten beschäftigt, während drei andere Leidensgenossen mit hölzernen Dreizack-Speeren am Teich standen und ab und zu in den Himmel

starnten. Natürlich blickte ich auch nach oben, konnte aber nichts entdecken. Im Teich schwammen ein paar Fische, für die ich mich nicht weiter interessierte – jedenfalls damals noch nicht.

Yron inspizierte uns, wie ein irdischer Bauer seine neuen Pferde untersucht hätte. Er unterschied sich von seinen Kriegern nur durch eine reicher geschmückte Kleidung und besser geschmiedete Waffen. Er betastete unsere Muskeln und untersuchte unsere Zähne.

»Ein gutes Exemplar«, sagte er und deutete auf mich. »Was hast du für ihn bezahlt?«

»Zehn Kloovol«, sagte der Agent.

»Dann hat man dir sicher draufgezahlt, damit du diesen hier nimmst«, sagte Yron und deutete auf Kandar.

Verlegen trat der Agent von einem Fuß auf den anderen. »Ich hatte großes Glück. Ich habe beide Sklaven für dreihundertundsechzig Kloovol bekommen.«

»Du willst mir doch nicht erzählen, daß du dreihundertundfünfzig für den da bezahlt hast, wenn dieser Bursche für zehn zu haben war?«

»Niemand wollte ihn haben«, sagte der Agent. »Deshalb war er auch so billig. Er ist ungehorsam und gefährlich. Man mußte ihm sogar die Hände

auf dem Rücken zusammenbinden, damit er keinen umbrachte. Niemand wollte bieten.«

Yrons Kiemen begannen zu vibrieren, und er begann heftig den Atem auszustoßen. »So!« kreischte er. »Du hast also einen gefährlichen Sklaven gekauft, den niemand sonst haben wollte!«

»Der Auktionator hat mich gezwungen, ihn zu nehmen, aber wenn du ihn nicht haben willst, töte ich ihn und zahle dir deine zehn Kloovol.«

Ich zog die Pistole. »Wenn ich es mir genau überlege«, sagte der Agent hastig, »möchte ich ihn nur von dir zurückkaufen. Vielleicht kann ich ihn anderswo wieder loswerden und dabei noch einen kleinen Gewinn machen.«

»Hör zu«, wandte ich mich an Yron. »Das ist ja alles Unsinn. Wenn mein Freund und ich gut behandelt werden, bringe ich niemanden um.«

»Und du wirst für mich arbeiten und alle Befehle befolgen?«

»Solange wir gut behandelt werden«, sagte ich.

»Wie heißt ihr?«

»Ich heiße Carson – und das ist mein Freund Kandar.«

Yron rief einen seltsam aussehenden Mann herbei, dessen Mund unter seiner Kinnspitze zu liegen schien; auf den ersten Blick sah er wie ein

Hai aus. Er schien den Posten eines Hausverwalters zu bekleiden. »Carson und Kandar«, sagte Yron, »gehen bei der nächsten Fahrt an Bord unseres Schiffes. Bis dahin sollen sie am Teich die Kinder bewachen. Wo kommst du überhaupt her?« fragte er mich. »Ich habe noch keinen Mann mit gelbem Haar und grauen Augen gesehen.«

Da es sinnlos gewesen wäre, ihm meine Geschichte zu erzählen, sagte ich ihm nur, daß ich aus einem Land im tiefen Süden käme.

»Aber da ist nichts!« sagte er. »Nur geschmolzenes Felsgestein und Feuer.« Und damit war das Thema für ihn erledigt. Der ehrenwerte Yron drehte sich um und verschwand in seinem Haus.

Der Hausverwalter reichte jedem von uns einen hölzernen Dreizack. »Bleibt am Teich, bis ihr abgelöst werdet!« sagte er. »Den Kindern darf nichts passieren. Niemand außer Yron oder seiner Frau darf in den Teich. Haltet Ausschau nach Guypals. Und vergeßt vor allem nicht, daß ihr euch sehr glücklich schätzen könnt, in den Diensten des großen Yron zu stehen.« Damit wieselte er davon.

Kandar und ich stellten uns an den Teich, um den die anderen drei Sklaven patrouillierten. Einer von ihnen erkannte Kandar und grüßte ihn respektvoll. »Du erkennst mich natürlich nicht«, sagte er. »Ich war Krieger in der Leibwache deines Vaters Jantor, des Jong von Japal. Ich heiße Artol.

Es betrübt mich sehr, einen Prinzen meines Landes hier zu treffen. Da ich deinem Vater gedient habe, werde ich auch dir nach besten Kräften dienen.«

»Hier bin ich kein Prinz«, sagte Kandar. »Dienen wir einander, wo wir können.«

»Wie du möchtest«, erwiderte Artol. »Trotzdem bist du mein Prinz.«

Kandar lächelte. »Wie bist du hierher gekommen?« fragte er.

Und Artol erzählte seine Geschichte.

9

»Wir waren zwanzig«, berichtete er. »Zwanzig Soldaten aus der persönlichen Leibwache des Königs. Wir wurden abkommandiert, eine Schiffs-ladung nach Torlac zu begleiten, das fünfhundert Klookob weiter westlich an der Küste des Noellatgerloo (großer Ozean) liegt. Wir wußten, daß die Ladung sehr wertvoll war, denn sonst hätte man nicht zwanzig ausgewählte Männer als Sonderkommando mitgeschickt.

Es sollte eine lange Reise werden – zweihundert Klookob auf dem großen Japal-See, dann fünfhundert Klookob an der Ozeanküste entlang nach Torlac und wieder zurück, insgesamt also vierzehnhundert Klookob.« (Etwa sechstausendfünfhundert Kilometer).

»Aber es wurde eine sehr kurze Reise«, sagte Kandar, »weil das Schiff in Mypos schon überfallen wurde.«

»O nein, mein Prinz. Wir erreichten das Ziel unserer Reise – allerdings nicht ohne Zwischenfälle. Als wir am unteren Ende des Japal-Sees lagen und darauf warteten, daß uns die Ebbe durch den

Kanal in den Ozean ziehen würde, wurden wir von einem myposischen Kriegsschiff angegriffen.

Die Myposier schlichen sich in der Nacht an uns heran und schwärmteten über unser Deck aus. Es schien ein hoffnungsloser Kampf, mein Prinz – zwanzig gegen hundert. Unser Offizier wurde im ersten Ansturm getötet, so daß ich das Kommando übernehmen mußte. Die Sklaven nützten uns dabei wenig, und auch die Schiffsmannschaft verstand vom Kämpfen nicht viel. Der Kapitän hatte sich sogar irgendwo versteckt, so daß ich auch noch das Schiff befehligen mußte. Wir kämpften mit dem Mut der Verzweiflung und hielten der erdrückenden Übermacht stand. Die Decks waren rot von Blut. Mitten im Kampf bemerkte ich, daß die Ebbe eingesetzt hatte – daß sich das Wasser jetzt vom See in den Ozean ergoß.

Da wir den Niedergang, der vom Deck hinunter zu den Rudersklaven führte, noch in unserer Gewalt hatten, konnte ich einen Mann mit Befehlen nach unten schicken; dann kappte ich höchstpersönlich den Anker und sprang ans Ruder.

Das Schiff schwang herum und wurde auf den Ozean zugetrieben, wobei das gegnerische Schiff mitgezogen wurde. Ich war sicher, daß mindestens eines der beiden Schiffe die Fahrt nicht überstehen würde. Die Myposier hasteten zurück und lösten ihr Schiff noch rechtzeitig von unserer Flanke. Wir

trieben unsere Sklaven an, die Ruder mit aller Kraft zu führen, denn nur so konnten wir uns in dem reißenden Strom auf Kurs halten.

Ich bin kein Seemann, aber es gelang mir irgendwie, das Schiff in der Dunkelheit durch den Kanal zu steuern. Als wir schließlich sicher auf dem Ozean schwammen, kam der Kapitän aus seinem Versteck, und anstatt mir zu danken, machte er mir Vorwürfe wegen des Ankers, der natürlich verloren war.

Wir begannen uns anzuschreien, und ich sagte ihm, daß ich sein Verhalten während des Kampfes dem Jong persönlich melden würde. Immerhin war er feige unter Deck verschwunden. Nun, deshalb bin ich hier.«

»Ich verstehe nicht«, sagte Kandar.

»Als ich nach dem Kampf Bilanz zog, stellte ich fest, daß wir zehn Tote zu beklagen hatten und daß von den zehn überlebenden Kriegern fünf verwundet waren. Auch hatten wir elf myposische Gefangene, die das Deck ihres Schiffes nicht mehr rechtzeitig erreicht hatten.

Wir gelangten schließlich nach Torlac, entluden das Schiff und nahmen neue Ladung für Japal an Bord. Die Rückreise verlief ohne Zwischenfälle, bis wir den Japal-See erreichten. Wir warteten am unteren Ende des Sees auf den Einbruch der

Dunkelheit, da es nicht ratsam ist, Mypos bei Tage zu passieren. Dann ruderten wir leise seeaufwärts. Es war sehr dunkel, und wir konnten kaum etwas erkennen. Ich hatte das Gefühl, daß auf Deck plötzlich sehr viel Bewegung entstand. Jemand fragte: »Was ist denn das da – an Steuerbord?« Meine Krieger und ich traten an die Steuerbordreling. Im nächsten Augenblick umfaßte mich jemand von hinten und sprang mit mir ins Wasser.

Es war ein Myposier. Du weißt selbst, wie gut diese Burschen schwimmen können! Ich war halb ertrunken, als wir das Ufer bei Mypos erreichten. Als ich langsam wieder zu Atem kam und wieder auf meine Umgebung achten konnte, befand ich mich mit allen meinen Männern in einem Sklavenlager. Erst später erfuhr ich die ganze Wahrheit.

Der Kapitän, der sich davor fürchtete, daß wir ihn dem Jong melden würden, hatte die Myposier befreit! Dabei war vereinbart, daß uns die Fischwesen mit über Bord nehmen und ertränken würden. Aber er hatte den Wunsch der Myposier nicht bedacht, uns als Gefangene an Land zu bringen, wo wir als Sklaven verkauft werden konnten. So blieben wir am Leben.«

»Wer war denn dieser Kapitän?« fragte Kandar.

»Er heißt Gangor.«

Kandar nickte. »Ich habe viel von ihm gehört – leider nichts Gutes. Es liegen Gerüchte um, daß er ein wichtiges Mitglied der Partei ist, die meinen Vater zu stürzen versucht.«

Dieser Name bedeutete mir damals noch nichts – erst später sollte er große Bedeutung für mich erlangen.

10

Während wir uns unterhielten, kam der Hausverwalter auf uns zu. »Ihr schwatzt, Sklaven!« klage er. »Dabei sollt ihr nach Guypals Ausschau halten! Los, wandert um den Teich herum! Trennt euch! Wenn ein Kind zu Schaden kommt, müßt ihr alle sterben!«

Also patrouillierten wir um das Wasser herum und starrten in den Himmel – obwohl ich nicht die geringste Ahnung hatte, wonach wir Ausschau hielten.

Als der Hausverwalter den Hof verlassen hatte, näherte ich midi Kandar. »Was sind Guypals?« fragte ich.

»Große Raubvögel«, erklärte er. »Sie sind sehr gefährlich und lassen sich nicht immer von den Wachen abschrecken. Wenn sie kommen, dann sind wir in Gefahr.«

Es kam mir recht sinnlos vor, Kinder vor Vögeln zu bewachen, wenn weder Kinder noch Vögel zu sehen waren. Vernünftiger wäre es gewesen, wenn wir uns hätten ausruhen können, bis die Kinder in den Hof hinauskamen.

Da Guypals in der Nacht nicht unterwegs waren, wurden wir bei Anbruch der Dunkelheit in das Sklavenlager gebracht, wo wir einen scheußlichen Fraß vorgesetzt bekamen und dann in einer Art Scheune zum Schlafen zusammengepfercht wurden. Yrons Sklaven ging es offenbar nicht allzu gut.

Ich dachte an Duare. Wurde sie gut behandelt? War sie in Sicherheit? Würde ich sie jemals wiedersehen?

Am Morgen des nächsten Tages wurden wir wieder zum Wachdienst eingeteilt. »Wenn die Guypals wirklich so gefährlich sind, warum gibt man uns dann nur hölzerne Waffen?« fragte ich. »Was kann man mit einem Holzstück gegen einen wilden Raubvogel ausrichten?«

»Wir müssen es eben versuchen«, sagte Kandar. »Die Myposier wollen uns keine Metallspeere geben, weil sie befürchten, das wir dann einen Aufstand machen...«

»Nun, ich hoffe jedenfalls, heute einen Guypal zu Gesicht zu bekommen«, sagte ich. »Ist mir ganz egal, wenn nur diese Langeweile endlich ein Ende hat. Ich hätte gern auch mal eines der Kinder gesehen. Wo sind die überhaupt?«

Kandar lachte und deutete auf den Teich. »Da«, sagte er. »Da sind die Kinder.«

Ich starrte ins Wasser, konnte aber nur die seltsamen Fische erkennen, die ich schon am Vortag bemerkt hatte. »Ich sehe nichts«, sagte ich.

»Aber die Fische – das sind die Kinder«, sagte Kandar.

Ich starrte ihn einen Augenblick überrascht an.
»Du machst Witze.«

»Nichts liegt mir ferner«, sagte er. »Diese fischähnlichen Wesen sind wirklich die Kinder von Yron und seiner Frau.«

»Unvorstellbar«, sagte ich.

»Tatsache. Wir Menschen bringen Kinder zur Welt, die uns von Anfang an gleichen. Bei vielen Tieren ist es ebenso. Manche Wesen legen Eier, in denen der Embryo heranwächst. Die myposischen Weibchen bringen Fische zur Welt, die sich erst nach und nach zu Myposiern entwickeln. Wenn du genauer hinsiehst, wirst du erkennen, daß das größte Wesen bereits Hände und Füße hat. Später wirft es dann seinen Schwanz ab, wird zu einem Amphibienwesen und kriecht an Land. Dann ändern sich langsam Kopf und Gesicht, das Wesen bekommt menschliche Züge; es geht aufrecht. Nur die Kiemen behält es neben den normalen Lungen.«

Ich schaute mir einen der hin und her schießenden Fische näher an und entdeckte tatsächlich

die Ansätze von Händen und Füßen. Irgendwie schockierte mich dieser Anblick.

»Tut mir leid«, wandte ich mich an Kandar. »Aber ich hatte wirklich angenommen, daß du dich über mich lustig machst. Das sind also die Kinder, die wir bewachen. Papa schien sich um ihre Sicherheit große Sorgen zu machen – aber ansonsten kümmern sich die Eltern wohl kaum um ihre Kleinen.«

»Die Myposier sind nicht in der Lage, Zuneigung zu empfinden. Das Wort Liebe kennen sie nicht. Allerdings ist ihr Schutzinstinkt sehr ausgeprägt – eine rein biologische Reaktion gegen die Rassenausrottung. Sie würden die kleinen Ungeheuer bis zum Äußersten verteidigen.«

»Die Kinder sind noch sehr jung, nicht wahr?« fragte ich.

»Sie sind etwas über ein Jahr alt. Die Weibchen sind nur einmal im Jahr fruchtbar und gebären Tausende kleiner fischähnlicher Wesen. Diese schwimmen sofort in den Ozean hinaus, mit dem alle diese Teiche durch unterirdische Kanäle verbunden sind. Wohin sie verschwinden, ist nicht genau bekannt; wahrscheinlich leben sie draußen im Ozean, von wo die Überlebenden nach etwa einem Jahr zurückkehren. Natürlich werden die meisten von den größten Meeresbewohnern gefressen. Vom letzten Jahrgang sind beispielsweise nur drei übriggeblieben.«

»Aber sind das auch wirklich Yrons Kinder?« fragte ich.

»O ja. Irgendein Instinkt treibt die kleinen Burschen in den richtigen Teich zurück. Und die Mutter weiß ebenso instinktiv, ob es sich um ihr Kind handelt oder nicht. Und wenn sich ein Fremdling in den Teich verirrt, wird er sofort getötet.«

»Damit will die Natur wahrscheinlich die Inzucht verhindern«, sagte ich.

»Im Gegenteil – sie wird dadurch eher gefördert«, erwiderte Kandar. »Die Myposier tun sich nur innerhalb ihrer eigenen Familien zusammen. Wenn du erst eine Weile hier bist, wirst du die große Familienähnlichkeit feststellen. Du wirst merken, wie sehr Yron und seine Frau einander ähneln – und wenn du ein Clantreffen besuchst, wird das erst richtig deutlich.«

Ich öffnete den Mund, um weitere Fragen zu stellen, als ein schriller Schrei über mir ertönte und das Surren von Flügeln zu hören war.

»Guypals!« brüllte Artol.

11

Guypals! Es waren große Vögel – etwa ein Dutzend. Sie griffen wild an und versuchten den Teich zu erreichen. Wir stachen mit unseren hölzernen Speeren zu, wehrten sie ab und trieben sie zurück, woraufhin sie sich sofort zu einem neuen Angriff formierten.

Vom Haus kamen Leute gelaufen. Yron und seine Frau schlossen sich der Gruppe an. Alle riefen durcheinander. Den Kriegern mit ihren Metallspeeren wichen die Guypals aus; sie schienen genau zu wissen, daß die Holzwaffen der Sklaven nur wenig Schaden anrichten konnten.

Die Myposier kreischten sinnlose Befehle. Es war ein totales Durcheinander. Der Lärm hätte jedes normale Lebewesen abgeschreckt. Trotz der unzureichenden Bewaffnung vermochten wir die Vögel in Schach zu halten, doch dann setzte sich einer der Angreifer von den anderen ab und hielt direkt auf den Teich zu. Es sah so aus, als wäre es gleich um eines der Fisch-Kinder geschehen.

Es begeisterte mich nicht gerade, einen Fisch zu verteidigen, aber ich hatte hier eine Aufgabe

übernommen, die ich nach bestem Können erfüllen wollte.

Natürlich überlegte ich mir das alles nicht bis zu letzten Konsequenz, sondern handelte recht instinktiv. Der Guypal hielt auf den Teich zu. Im nächsten Sekundenbruchteil zog ich meine Strahlenpistole und feuerte, und das Tier überschlug sich und stürzte ins Wasser. Jetzt richtete ich die Waffe auf die anderen Raubvögel, die uns vorsichtig umkreisten und auf eine neue Chance lauerten. Drei weitere Guypals stürzten zu Boden, ehe die anderen davonflogen.

Yron kam auf mich zu. Ich erwartete eigentlich, daß er mir danken würde, aber er sagte nichts dergleichen. »Was ist das für ein Ding?« fragte er.

»Eine Pistole«, erwiederte ich.

»Was ist eine Pistole?« fragte er. »Sie hat die Guypals getötet?«

»Ich habe die Guypals getötet. Ohne mich könnte die Pistole niemanden umbringen – es sei denn«, fügte ich hinzu, »die Guypals hätten sie berührt.«

»Kann sie auch andere Lebewesen töten?«

»Natürlich.«

»Auch mich?«

»Dich und alle deine Leute.«

»Gib sie mir, Sklave!« befahl er.

»Gewiß«, sagte ich und streckte sie ihm entgegen.
»Aber wenn du sie berührst, fällst du tot um.«

Er wich zurück, und seine Kiemen begannen zu flattern. »Wirf sie weg!« befahl er.

Er hätte ebensogut von mir verlangen können, meine rechte Hand abzuhacken und wegzuwerfen. Ich brauchte diese Pistole noch, wenn der rechte Augenblick gekommen war, zusammen mit Duare zu fliehen.

Ich grinste Yron an und schüttelte den Kopf.
»Vielleicht brauche ich sie noch«, sagte ich,
»wenn die Einwohner von Mypos mich und meine Begleiterin nicht anständig behandeln.«

Yron konnte nicht mehr stillstehen. »Wirf sie weg, Sklave!« kreischte er. »Ich, Yron, Edelmann von Mypos, befehle es dir als dein Herr!«

»Und ich, Carson von der Venus, Prinz von Korva, weigere mich.«

Yron blies den Atem aus wie ein Wal. Ich weiß nicht, ob Fische einen hohen Blutdruck haben können; jedenfalls wäre Yron in diesem Augenblick explodiert, wenn er Kreislaufschwierigkeiten gehabt hätte. Es schüttelte ihn förmlich, als er jetzt seinen Kriegern zubrüllte, mich zu ergreifen und meine Pistole zu vernichten.

Die Krieger hatten unsere Auseinandersetzung interessiert verfolgt. Sie hatten mich auch sagen hören, daß jeder, der meine Waffe berührte, tot umfallen würde. Sie näherten sich daher nur mit äußerster Vorsicht und schienen bestrebt, einem anderen den Vortritt zu lassen. Niemand gebrauchte die Ellenbogen, um als erster Hand an mich zu legen.

»Das ist nahe genug«, sagte ich und richtete die Pistole auf sie.

Sie blieben abrupt stehen.

»Tötet ihn!« brüllte Yron.

Ich zielte auf Yron. »Wenn auch nur ein Speer gegen mich erhoben wird, stirbst du!« sagte ich. Die Krieger blickten ihn fragend an.

»Halt!« rief Yron. »Wartet noch, bis ich gegangen bin.«

»Du verläßt den Hof nicht, bis du den Befehl widerrufen hast«, sagte ich. »Wir wollen die Angelegenheit jetzt endgültig regeln, damit es künftig keine Mißverständnisse gibt.«

»Ich bespreche nichts mit meinem Sklaven!« erwiderte Yron hochmütig.

Ich zuckte die Achseln. »Nun gut. Aber vergiß es nicht – wenn meine Begleiterin und mein Freund

Kandar und ich nicht gut behandelt werden, stirbst du. Ich kann dich jederzeit umbringen!«

»Deine Begleiterin? Du hast hier keine Frau!«

»Nicht hier – aber im Palast von Tyros. Sie wurde von ihm gekauft. Du solltest ihm raten, sie gut zu behandeln. Gleichzeitig kannst du dafür sorgen, daß wir freigelassen und zu der Stelle zurückgebracht werden, an der man uns gefangennahm.«

»Unverschämtheit!« wütete er. »Wartet nur, bis Tyros davon hört. Er wird euch umbringen lassen.«

»Aber zuerst bringe ich Tyros um. Sag ihm das.« Wenn ich schon einmal dabei war, wollte ich auch gleich richtig auftragen. Es war offensichtlich, daß er große Angst vor mir hatte.

»Wie willst du an Tyros in seinem Palast herankommen?« fragte er.

»Indem ich jeden töte, der mich aufzuhalten versucht – angefangen bei dir!«

»Du schneidest auf«, sagte Yron.

»Ich werd's dir beweisen!« sagte ich und richtete die Pistole auf ihn.

Mit einem Hechtsprung verschwand er kopfüber im Teich. Ich mußte an mich halten, um nicht laut loszulachen. Ich wartete, daß er wieder an die Oberfläche kam, aber nichts geschah. Als er auch nach fünf Minuten noch nicht wieder aufgetaucht

war, wandte ich mich an Kandar: »Yron scheint ertrunken zu sein.«

»O nein«, erwiderte mein Freund. »Er ist jetzt vielleicht schon draußen im See oder im Palast. Vergiß nicht, daß diese Wesen amphibisch sind. Sie können lange Zeit unter Wasser bleiben. Auch gibt es zahlreiche Unterwasserkorridore, die in kleine Becken innerhalb des Palastes führen, und es gibt auch Grotten tief unter dem Wasser, wo sie sich verstecken können.«

Kandar erzählte mir viel über die Myposier. Auch er mochte diese Wesen nicht, deren Arroganz und Egoismus ihn immer wieder aufbrachten. »Sie sehen sich als Superwesen an, deren Bestimmung es ist, die Welt zu beherrschen, indem sie ihre Kultur – wie sie es nennen – allen anderen Völkern aufzwingen. Kultur!« schnaubte er.

»Auch auf meiner Welt hat es solche Völker gegeben«, sagte ich.

»Und was haben sie bewirkt?«

»Die Zivilisation erholte sich nur langsam wieder von der Katastrophe, in die sie sie stürzten. Welch großartige Entwicklung hätte sie genommen, wenn es solche Störenfriede nie gegeben hätte!«

12

Der nächste Tag, der wie jeder andere begann, sollte die große Wende für mich bringen.

Während ich mit den anderen Sklaven den Teich mit den Fischkindern bewachte, träumte ich von Duare, erlebte noch einmal die Höhepunkte unseres Zusammenseins und schmiedete phantastische Fluchtpläne, die ich jedoch kaum in die Wirklichkeit hätte umsetzen können.

Am frühen Vormittag kam der Hausverwalter in den Hof. Er war in Begleitung von vier Kriegern, die sich vor allem in der Kleidung von den Soldaten unterschieden, die ich bisher auf der Straße oder auf Yrons Grundstück gesehen hatte. Ihre Rüstungen waren reich verziert.

»Die gehören zur Wache des Jong«, sagte Kandar.

Der Hausverwalter führte sie direkt zu mir und baute sich mit vibrierenden Kiemen vor mir auf. »Sklave«, sagte er. »Du begleitest jetzt diese Krieger.«

»Warum?« fragte ich.

»Weil ich es dir sagte!« fauchte er ärgerlich.

»Das genügt mir nicht«, erwiderte ich. »Es gefällt mir hier zwar nicht, aber ich habe keine Lust, das Dasein hier womöglich gegen etwas Schlimmeres einzutauschen.«

»Jetzt reicht's aber!« sagte einer der Krieger und trat drohend einen Schritt vor.

Ich zog meine Pistole, und der Hausverwalter packte den Arm des Soldaten. »Vorsicht!« zischte er. »Mit dem Ding kann er dich umbringen, wenn er will.«

»Er bedroht einen Gardisten des Jong?« fragte der Krieger ungläubig.

»Allerdings«, sagte ich. »Ich bedrohe euch alle und habe euch alle in der Gewalt. Frag doch Yrons Leute, ob ich die Wahrheit sage.«

»Warum hat man ihm das Ding noch nicht abgenommen?« fragte der Soldat.

»Weil man stirbt, wenn man es berührt«, sagte der Hausverwalter.

»Sagt mir, wohin ich gebracht werden soll – und den Grund. Vielleicht habe ich dann keinen Grund mehr, jemanden umzubringen.«

Man beriet sich flüsternd, und der Hausverwalter sagte mir schließlich, daß sich der edle Yron zum Zeichen seiner Treue und Ergebenheit

entschlossen hätte, mich seinem geliebten Jong zum Geschenk zu machen.

Soso – der edle Yron schaffte sich den gefährlichen und unerwünschten Fremden vom Halse, indem er ihn seinem König schenkte. Der treue Yron! Ich mußte lächeln.

»Warum lächelst du?« fragte der Krieger.

»Weil ich mich freue«, sagte ich. »Es wird mir eine Freude sein, euch zum Palast des Tyros zu begleiten, und ich komme freiwillig mit – unter einer Bedingung.«

»Sklaven haben keine Bedingungen zu stellen!« behauptete der Krieger.

»Ich bin da eben eine Ausnahme«, gab ich zurück. »Einen solchen Sklaven wie mich hast du nämlich noch nicht gesehen!«

»Was willst du also?« fragte der Hausverwalter.

»Ich bin der Ansicht, daß Yron seinem König auch Kandar zum Geschenk machen sollte. Er ist ein viel wertvollerer Sklave als ich, und wenn Yron wirklich seine Treue und Wertschätzung bekunden will, sollte er seinem Jong auch eine königliche Gabe zudenken – zwei Prinzen. Den Kronprinz von Japal und den Kronprinz von Korva.«

Ich stellte diese Bedingung nicht nur, weil mir Kandar sehr gefiel, sondern weil ich der Ansicht

war, daß er mir bei der Befreiung Duares sehr helfen konnte.

»Das«, sagte der Krieger, »ist ein ausgezeichneter Vorschlag.«

»Aber Yron hat nur von dem Sklaven Carson gesprochen«, wandte der Hausverwalter ein.

»Wenn ich Tyros nur einen Sklaven bringe und ihm berichten muß, daß sich Yron geweigert hat, ihm zwei zu schenken, ist der Jong vielleicht sehr böse auf Yron...«

Der Hausverwalter steckte in der Klemme. »Ich werde meinen Herrn fragen müssen«, sagte er und verschwand.

»Ich hoffe, du hast nichts dagegen, daß ich dich da mit hineingezogen habe«, wandte ich mich an Kandar.

»Ich bin erfreut«, erwiderte er. »Ich wünschte nur, wir könnten auch Artol mitnehmen!«

»Das wünschte ich auch – aber wir dürfen die Sache nicht auf die Spitze treiben. Vor allen Dingen darf Tyros nicht mißtrauisch werden.«

Der Hausverwalter kam wieder in den Hof zurück. »Der edle Yron ist entzückt, dem mächtigen Tyros zwei Sklaven zum Geschenk machen zu dürfen. Es wäre ihm eine besondere

Freude, wenn er das Geschenk auf drei erhöhen könnte.«

»Das ist sehr großzügig von ihm«, sagte ich, »und da der werte Gardist des Königs sicher auf einen ungewöhnlich guten Sklaven Wert legt, möchte ich seine Aufmerksamkeit auf diesen Mann lenken, der mich besonders beeindruckt hat.« Ich deutete auf Artol.

Der Hausverwalter starrte mich an, und seine Kiemen begannen wieder zu vibrieren. Artol war einer der besten und wertvollsten Sklaven des Haushaltes. Der Krieger schien bei seiner Untersuchung zu dem gleichen Ergebnis zu kommen.

»Ein ausgezeichnetes Exemplar«, sagte er. »Ich bin sicher, daß sich unser Jong über das Geschenk sehr freuen wird.«

Auch Artol freute sich, daß er von seinem geliebten Tanjong nicht getrennt wurde. Ich freute mich, Kandar freute sich, und die Krieger des Jong freuten sich. Nur der Hausverwalter freute sich nicht – doch bin ich sicher, daß Yron jeden Preis zu zahlen gewillt war, um mich loszuwerden. Jetzt konnte er wieder seinen Hof betreten, ohne um sein Leben fürchten zu müssen. Vielleicht konnte ich Tyros irgendwie dazu bringen, uns freizulassen.

Wir warteten darauf, daß der Abgesandte des Jong den Abmarschbefehl gab, als ein schriller Pfiff und das Rauschen von Flügeln unsere Aufmerksamkeit nach oben lenkten.

»Guypal!« schrie jemand, und tatsächlich – ein riesiger Guypal hielt im Sturzflug direkt auf den Teich zu.

Die Krieger packten ihre Metallspeere fester, rannten wild hin und her und machten dabei einen Lärm, der ein ganzes Battaillon Guypals hätte vertreiben müssen. Doch dieser Angreifer ließ sich nicht stören. Er hielt auf die Mitte des Teiches zu, wo er außer Reichweite der Speere war.

All das geschah in wenigen Sekunden, und noch ehe der Guypal die Wasseroberfläche berührte, zog ich meine Pistole und feuerte. Die Strahlen durchschnitten das Wesen und färbten das Wasser rot von Blut. Dann trieb der tote Körper an die Wasseroberfläche.

Die Krieger starrten mich entgeistert an, und der Hausverwalter nickte. »Da siehst du es«, wandte er sich an den Anführer des Trupps. »Ich habe die Wahrheit gesagt. Das ist ein sehr gefährlicher Mann.«

»Und darum verschenkt ihn Yron an seinen Jong?« fragte dieser.

»Du darfst mich nicht mißverstehen. Dieser Mann ist Yrons wertvollster Sklave. Er kann die Kinder gegen Guypals allein bewachen. Zweimal hat er das nun bewiesen. Yron ist der Meinung, daß sich Tyros über einen solchen Sklaven freuen würde.«

»Vielleicht«, erwiderte der Krieger.

»Jetzt sollten wir uns aber auf den Weg machen«, sagte ich laut. »Was stehen wir hier noch herum?«

Der Hausverwalter war sprachlos vor Kiemenflattern.

»Gut, gut«, sagte der Soldat. »Kommt, Sklaven!« Und dann waren wir endlich auf dem Weg zu Tyros' Palast – Kandar, Artol und ich.

13

Ich hatte gehofft, nun des öfteren mit Duare zusammen zu sein, aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Der Palast des Jong erstreckte sich über unzählige Morgen Land, und das Lager der einfachen Sklaven war weit von den königlichen Wohngebäuden entfernt, wie ich sehr bald erfuhr.

Das Quartier der Sklaven bestand aus einer Reihe offener Schuppen an einem viereckigen Platz, in dessen Mitte ein Teich lag. Innerhalb des Vierecks wuchs keine einzige Pflanze; der Boden war von zahlreichen nackten Füßen festgestampft. Der Teich diente der Körperpflege. Der unterirdische Kanal, der die Verbindung zum See herstellte, war so eng, daß eine Flucht unmöglich war. Für Frischwasser sorgte ein kleiner Bach, der aus dem Landesinneren kam. Das Lager wurde peinlich saubergehalten, und die Essensrationen der königlichen Sklaven waren nicht zu verachten. In diesem Punkt hatten wir also keinen Grund zur Klage. Lediglich die Arroganz und Brutalität der Wächter machten uns das Leben unerträglich.

Mein Ruf war mir vorausgeeilt. Ich erkannte das an der Art und Weise, in der die Wächter meine Pistole beäugten. Auch die Sklaven wußten schon Bescheid, und bald stand ich im Mittelpunkt des Interesses. Kandar und Artol mußten immer wieder von meinen Zusammenstößen mit Yron und seinem Hausverwalter berichten, und das Gelächter wurde bald so laut, daß die Wachen mit ihren Peitschen eingriffen. Ich rief Kandar und Artol zu mir, und als die Wächter näherkamen, legte ich die Hand drohend auf den Griff meiner Pistole, so daß die Männer an uns vorübergingen, ohne uns zu schlagen.

Unter den Sklaven befand sich ein Myposier, der sich uns gegenüber sehr freundlich verhielt. Sein Name war Plin. Wenn ich auch für diese Rasse nicht viel übrig hatte, sah ich doch ein, daß uns ein freundlich gesinnter Myposier eines Tages nützlich sein konnte, und so kümmerte ich mich zwar nicht besonders um ihn, widersetzte mich seinen freundschaftlichen Annäherungsversuchen aber auch nicht.

Er interessierte sich sehr für meine Pistole. Er sagte, es überraschte ihn, daß ich noch nicht im Schlaf ermordet worden wäre, woraufhin ich ihm verriet, daß Kandar, Artol und ich in der Nacht abwechselnd Wache hielten, um einen solchen Anschlag zu verhindern.

»Und das Ding tötet wirklich jeden, der es berührt?« fragte er besorgt.

»Gewiß doch«, sagte ich.

Er schüttelte den Kopf. »Die anderen Dinge, von denen du mir erzählt hast, sind ja vielleicht wahr – aber ich kann nicht glauben, daß jemand nur deswegen tot umfällt, weil er diese Pistole berührt. Wenn das wahr wäre, dürftest du schon längst nicht mehr leben.«

»Möchtest du mal anfassen und deine Theorie unter Beweis stellen?« fragte ich.

»Natürlich«, sagte er. »Ich fürchte mich nicht davor. Gib mir die Pistole.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte ich, »ich kann es nicht zulassen, daß ein Freund zu Schaden kommt.«

Er grinste. »Du bist sehr klug.«

Dasselbe konnte ich von ihm behaupten. Er war der einzige Myposier, der bisher meine List durchschaut hatte. Es beruhigte mich, daß er zu meinen Freunden zählte und seine Vermutungen für sich behalten würde.

Ich wechselte das Thema und fragte ihn, wieso er Sklave wäre.

»Ich war der Krieger eines Edelmanns«, erklärte er, »der mich eines Tages mit einer seiner Konkubinen überraschte.«

»Und du mußt jetzt dein ganzes Leben lang Sklave sein?«

»Nicht, wenn es mir gelingt, die Gunst Tyros' zu erringen. Und ich habe das Gefühl, daß das recht bald der Fall sein wird. Dann werde ich ihm als freier Krieger dienen dürfen.«

»Du bist schon längere Zeit Sklave hier?« fragte ich.

»Ja.«

»Dann kannst du mir vielleicht einige Informationen geben.«

»Ja, gern. Was möchtest du wissen?«

»Meine Begleiterin, Duare, wurde vom Agenten Tyros' am Sklavenmarkt gekauft. Hast du sie gesehen? Weißt du, wo sie ist und wie es ihr geht?«

»Ich habe sie gesehen«, erwiderte Plin. »Sie ist sehr schön, und es geht ihr recht gut. Sie dient der Vadjong Skabra, der Königin. Weil sie so schön ist.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Nun, du mußt wissen, daß Tyros viele Konkubinen hat, von denen einige Sklavinnen gewesen sind – aber keine von ihnen ist sehr schön. Dafür sorgt Skabra. Sie ist sehr eifersüchtig, und Tyros fürchtet sich vor ihr. Alle hübschen Sklavinnen nimmt sie für sich.«

»Meiner Begleiterin kann also nichts geschehen?«

»Solange sie Skabra dient, nicht«, erwiderte er.

Das Sklavenleben am Hofe des Jong war sehr monoton. Hier und dort auf dem Palastgrundstück wurden wir für kleine Arbeiten eingesetzt. Dabei waren selbst die Wächter oft zu faul, ihre Peitschen zu schwingen, und wenn sie sich doch einmal aufrafften, dann ließen sie Kandar, Artol und mich natürlich in Ruhe. Plin, der von außerhalb Geld bekam, gewann sich ihre Gunst, indem er sie bestach. Er hängte sich wie eine Klette an mich und versuchte mir immer wieder zu schmeicheln. Ich wurde seiner bald überdrüssig.

Die Tage schleppten sich dahin. Ich sehnte mich nach Duare und nach meiner Freiheit und begann phantastische Fluchtpläne zu schmieden, was bald zur Besessenheit wurde.

Und dann ließ Tyros nach mir schicken. Tyros, der große König, bestellte einen Sklaven zu sich! Im Lager herrschte große Aufregung. Ich konnte mir vorstellen, welchem Umstand ich diese Ehre

zu verdanken hatte. Der Klatsch des Sklavenlagers und der Wächter war endlich auch an die Ohren des Jong gedrungen, und dieser fremde Sklave, der Edelleuten und Kriegern getrotzt hatte, erregte seine Neugier.

Neugier ist der Katze Tod, dachte ich – aber vielleicht war es diesmal umgekehrt. Ich mußte vorsichtig sein. Wie sich die Zusammenkunft auch entwickeln mochte, sie war eine erfreuliche Abwechslung und bot mir Gelegenheit, den mächtigen Tyros zu sehen. Auch würde ich zum erstenmal den eigentlichen Palast betreten, für den ich mich sehr interessierte. Vielleicht war es eines Tages von Vorteil, wenn ich mich dort auskannte.

Eine große Abteilung Krieger eskortierte mich zum Palast des Herrschers.

14

Die Myposier haben kein Gefühl für das Künstlerische und kein Gefühl für die Architektur; der Palast war hierfür ein beredtes Beispiel. Der Thronsaal war eine unregelmäßige Halle etwa in der Mitte der Anlage. Die Höhe der Decke schwankte zwischen sechs und zwei Metern; in unregelmäßigen Abständen erhoben sich ungleichmäßig dicke Säulen, und das Mobiliar schien einfach hineingeworfen zu sein.

Ich wurde vor eine Plattform geführt, auf der Tyros' Sessel stand. Der Jong bot keinen sehr angenehmen Anblick. Er war der erste Myposier, dessen Körper von Fett deformiert war. Er hatte einen riesigen Mund und vorspringende Augen, die so weit auseinanderstanden, daß man deutlich erkennen konnte, wie die Pupillen nach innen rutschten, um sich auf ein Objekt in der Nähe zu konzentrieren. Seine großen Kiemen waren krankhaft gerötet.

Der Raum war voller Hofleute und Krieger, und als einen der ersten erblickte ich Yron. Er machte einen beunruhigenden Eindruck, und als sein

Blick auf mich fiel, begannen sich seine Kiemen heftig zu bewegen.

»Wie geht es dem ehrenwerten Yron heute morgen?« fragte ich.

»Mund halten, Sklave!« befahl einer meiner Begleiter.

»Aber Yron ist ein alter Freund von mir!« wandte ich ein. »Ich bin sicher, daß er sich über unser Wiedersehen freut!«

Yron sagte nichts, ließ seine Kiemen vibrieren und blies den Atem aus. Da erblickte ich neben ihm Vomer, den ich schon fast vergessen hatte. Auch er haßte mich. In dem riesigen Raum hatte ich keinen einzigen Freund.

Als ich vor der Plattform stand, richtete Tyros seine Augen auf mich. »Gelbes Haar!« bemerkte er. »Ein seltsames Wesen. Yron sagt, er sei ein sehr wertvoller Sklave. Was macht ihn so wertvoll – sein gelbes Haar? Ich habe viel von dir gehört, Sklave. Ich habe gehört, daß du ungehorsam und respektlos bist und daß du eine Waffe bei dir hast, die lautlos tötet. Was für ein Unsinn ist das? Man hat mich angelogen, nicht?«

»Yron sicher«, sagte ich. »Hat er dir verraten, was ich ihn gekostet habe? Angeblich bin ich doch ein sehr wertvoller Sklave!«

»Ruhe!« brüllte ein Edelmann neben mir. »Du hast dem großen Jong keine Fragen zu stellen!«

Aber der Jong gebot ihm Schweigen. »Ja, er hat gesagt, du wärest sehr wertvoll. Ich erinnere mich nicht mehr an einen bestimmten Betrag. Jedenfalls ließ er den Eindruck entstehen, du hättest ihn ein Vermögen gekostet.«

»Er hat ganze zehn Kloovol für mich bezahlt«, sagte ich. »Ich hatte ihn also nicht viel gekostet, und er hatte Angst vor mir – aus diesen Gründen hat er mich weiterverschenkt.«

»Warum hatte er Angst vor dir?« fragte Tyros.

»Weil er wußte, daß ich ihn jederzeit töten konnte. Vielleicht hat er mich deshalb verschenkt – damit ich *dich* töte.«

Die Kiemen aller Anwesenden gerieten bei diesen Worten in Bewegung, und Yron sprang auf. »Er lügt!« kreischte er.

»Ich habe ihn dir geschenkt, Tyros, damit er deine Kinder bewacht. Zweimal hat er meine Kleinen vor den Guypals gerettet!«

»Aber du hast nur zehn Kloovol für ihn zahlen müssen?« fragte Tyros.

»Ja, ich habe ein gutes Geschäft gemacht. Ich...«

»Aber du hast dich vor ihm gefürchtet, also hast du ihn mir geschenkt!« schrie Tyros und wandte

sich plötzlich an mich, als wäre ihm etwas eingefallen. »Woher soll ich wissen, daß das Ding dort wirklich tödlich ist?«

»Der ehrenwerte Yron hat es dir gesagt«, erwiderte ich.

»Der ehrenwerte Yron ist ein Lügner und der Sohn eines Lügners!« schnappte der Jong. »Bringt mir einen Sklaven!« Und dann belegte er Yron und seine Familie mit Flüchen. Schließlich war sein Befehl ausgeführt.

»Bindet den Sklaven mit dem Rücken an die Säule dort!« sagte er und wandte sich zu mir um. »Und jetzt tötest du ihn mit dem Ding, wenn du kannst.«

»Warum sollte ich einen Leidensbruder umbringen, wenn ich hier so viele Feinde um mich habe?« fragte ich. »Ich töte nur in Selbstverteidigung.«

»Du *kannst* ihn nicht umbringen – das ist der Grund!« wütete Tyros. »Du bist ein großer Lügner, und du hast andere mit deinen Lügen eingeschüchtert. Mich schüchterst du nicht ein!«

»Aber ich kann ohne weiteres beweisen, daß das Ding einen Myposier umbringt«, sagte ich.

»Wie denn?« fragte der Jong.

»Indem ich dich töte!« sagte ich.

Tyros ging fast an die Decke. Seine Kiemen flatterten so schnell, und er stieß den Atem so heftig aus, daß er eine ganze Minute lang kein Wort herausbrachte. »Packt ihn!« schrillte er schließlich, »und nehmt ihm das Ding ab.«

»Halt!« schrie ich meinerseits und richtete meine Waffe auf ihn. »Wenn mir jemand zu nahe kommt, ist es um dich geschehen, Tyros. Ich nehme es notfalls mit allen auf. Aber ich will niemandem etwas antun. Ich verlange nur, daß du Duare, meine beiden Freunde Kandar und Artol und mich freiläßt. Wenn du das tust, ziehen wir weiter, und du bist uns los. Solange ich aber in Mypos bin, ist niemand seines Lebens sicher. Was sagst du dazu, Tyros?«

Die Krieger zögerten und blickten zu ihrem König auf. Tyros mußte sich jetzt entscheiden. Wenn er Angst vor mir zeigte, verlor er das Gesicht. Wenn er darauf bestand, daß seine Leibwache die Befehle ausführte, verlor er vielleicht das Leben. Er wandte sich wutschäumend an Yron.

»Verräter!« kreischte er. »Attentäter! Du hast diesen Mann hierhergeschickt, um mich zu töten! Ich verurteile dich wegen Hochverrats zum Tode, und dieser Mann wird dein Henker sein! Bringt den Sklaven zurück in das Quartier und bindet Yron an die Säule!« befahl er. »Jetzt wollen wir sehen, was das Ding kann. Töte Yron!«

»Ich habe dir schon einmal gesagt, daß ich nur zur Selbstverteidigung schieße. Wenn du unbedingt eine Leiche haben willst – nämlich deine eigene – mußt du mich angreifen.«

Das war zuviel. Tyros war fast außer sich vor Wut. Sinnlose Laute ausstoßend, zerrte er sich am Bart. Aber er hatte auch Angst vor mir, denn er gab weder den Befehl zum Angriff, noch erhob er selbst gegen mich die Hand.

»Hör zu«, sagte ich. »Wenn du uns die Freiheit gibst und uns in Frieden ziehen läßt, ist alles in Ordnung. Wenn nicht, muß ich dich vielleicht töten, damit wir freikommen.«

»Es wäre wirklich besser, wenn du ihn loswürdest«, sagte einer der Edelleute.

Gierig griff Tyros nach dem Strohhalm. »Wenn das der Wille meines Volkes ist«, sagte er, »werde ich diese Lösung in Betracht ziehen. Bis dahin ist der Sklave wieder ins Lager zu führen – und ich will ihn nicht mehr sehen!«

15

Als ich ins Lager zurückkehrte, hatte der Sklave, den ich nicht hatte umbringen wollen, die Geschichte meiner Auseinandersetzung mit Tyros schon verbreitet. Dabei schien er nicht wenig übertrieben zu haben. Jedenfalls wurde ich wie jemand empfangen, der von den Toten auferstanden war. Kandar schien beunruhigt, Artol war stolz auf mich, und Plin beglückwünschte mich überschwenglich.

Kandar, Artol und ich lösten uns schließlich von den anderen und hielten einen Kriegsrat ab. Beide waren sehr dankbar, daß ich sie mit in die Freiheit nehmen wollte, aber keiner hielt es für möglich, daß Tyros uns wirklich freisetzen würde.

»Er wird schon eine Möglichkeit finden, dich zu vernichten«, sagte Kandar. »Immerhin kann kein einzelner Mann eine Stadt voller Feinde bezwingen.«

»Hast du einen Plan?« fragte Artol.

»Psst«, sagte Kandar. »Da kommt Plin.«

Also hatte auch Kandar gegenüber dem Myposier gewisse Vorbehalte, was mich nicht überraschte.

Wir drei hatten in letzter Zeit eine Art Nachtwache organisiert, mit der es in dieser Nacht aber nicht zu klappen schien. Als ich am nächsten Morgen aufwachte, war meine Pistole verschwunden. Man hatte sie mir im Schlaf gestohlen. Als ich den anderen davon erzählte, fragte Kandar sofort: »Wo ist Plin?«

Plin war nirgends zu sehen. Wir zweifelten nicht an seiner Täterschaft, fragten uns aber, wie er den Mut aufgebracht hatte, die Waffe zu berühren. Entweder war die Versuchung zu groß gewesen, oder er hatte irgendwie unter Druck gestanden.

Ich rechnete damit, sofort getötet zu werden. Aber gerade heute hatten die Myposier anderes im Sinn. An diesem Tage sollte einer der Kinder des Jong, das im Wasser herangereift war, zum erstenmal an Land kommen. Diese Feier erforderte den Einsatz zahlreicher Sklaven, und wir wurden in den großen Hof geführt, in dessen Mitte der Tümpel lag. Ich entdeckte Plin, der sich vor uns in den Teil der Gärten flüchtete, zu dem nur Freie Zugang hatte. Das war also seine Belohnung gewesen! Natürlich konnte ich ihm nicht folgen.

Ein Palastsklave, der den kleinen Zwischenfall beobachtet hatte, sagte: »Du mußt der Sklave sein,

dem Plin die seltsame Waffe gestohlen hat«, sagte er.

»Das bin ich«, erwiderte ich, »Ich wünschte nur, ich wüßte, wo sie ist.«

»Sie liegt hier im Wasser«, sagte er. »Tyros hat sich so davor gefürchtet, daß er in seinem Schrecken Plin den Befehl gab, sie ins Becken zu werfen.«

Wenigstens wußte ich jetzt, wo meine Pistole war, aber was nützte mir das? Sie konnte zwar nicht rosten, aber wie sollte ich sie jemals wieder in die Hände bekommen?

Vor Beginn der Feierlichkeiten wurde viel getrunken. Tyros war schon ziemlich angeheitert. Ich sah auch Skabra, seine Frau, und wunderte mich nicht mehr, daß sich Tyros vor ihr fürchtete. Und ich sah Duare, konnte sie jedoch in dem Durcheinander nicht auf mich aufmerksam machen.

Am Nachmittag erhob sich großes Geschrei, und alle wandten sich dem See zu, dem jetzt ein kleines Ungeheuer entstieg, das noch einen Fischkopf hatte. Einige Höflinge stürzten vor, um es zu fangen, doch es entwischte ihnen immer wieder. Schließlich wurde es mit Hilfe eines Netzes in feierlicher Prozession in die königlichen Kinderzimmer gebracht, wo das Wesen in einem

eigenen kleinen Becken seine Entwicklung vollenden konnte.

Inzwischen war Tyros völlig berauscht. Ich sah, wie er sich Duare näherte, und hörte wie Skabra heftig protestierte. Plötzlich packte der Jong Duare am Arm und zerrte sie davon.

Ich setzte mich sofort in Bewegung. Niemand kümmerte sich um mich, weil sich alle für die Auseinandersetzung interessierten.

Tyros rannte auf den Teich zu, wobei er Duare mit sich zerrte. Er erreichte den Rand des Wassers, sprang hinein und zog Duare mit sich unter Wasser.

16

Ein Krieger versuchte mir den Weg zu verstellen, doch ich boxte ihn beiseite. Ein Dreizack sauste an meinem Kopf vorbei. Aber da war ich schon im Wasser und tauchte meiner Liebsten nach.

Niemand verfolgte mich. Vielleicht nahm man an, daß Tyros in seinem natürlichen Element nicht gefährdet war. Vielleicht war er seiner Gefolgschaft auch egal – ich wußte es nicht.

Der Teich war sehr tief. Schräg unter mir konnte ich die Gestalten von Tyros und Duare erkennen, die noch immer tiefer tauchten. Konnte ich sie einholen, ehe Duare ertrank?

Als ich den Grund erreichte, sah ich Tyros in einer dunklen Tunnelöffnung verschwinden, und als ich Anstalten machte, ihm zu folgen, entdeckte ich zu meinen Füßen plötzlich einen Gegenstand. Es war meine Pistole, die Plin ins Wasser geworfen hatte. Ich brauchte nur die Hand auszustrecken und sie aufzunehmen. Im nächsten Augenblick war ich schon in den schwarzen Korridor eingedrungen, der kein Ende zu nehmen schien.

Ich betete, daß der Tunnel zu einem anderen Becken irgendwo im Palast führen würde, wie mir Kandar erzählt hatte. Und da wurde es schräg über mir auch schon hell. Mit letzter Kraft stieß ich mich zur Oberfläche hoch und sah Tyros, der Duare an Land schleppete. Sie rührte sich nicht. Noch ehe ich meine, Pistole in Anschlag bringen konnte, hatte Tyros sie aufgenommen und war durch eine Tür verschwunden.

Ich war erschöpft. Ich versuchte an Land zu klettern und stellte fest, daß ich nicht mehr die Kraft dazu hatte. Die lange Strecke unter Wasser hatte mich völlig ausgelaugt. Ich klammerte mich am Rand des Beckens fest und sah mich um. Ich befand mich in einem Raum ohne Dach – in einer Art Innenhof, der außer dem Becken kaum etwas enthielt. Mehrere Türen waren zu sehen.

Meine Kräfte kehrten schnell zurück. Ich zog mich an Land und haste durch die Tür, in der Tyros und Duare verschwunden waren. Hier stieß ich auf ein wahres Labyrinth aus Korridoren. Wohin war Tyros gegangen? Bald hörte ich eine Stimme und ging den Lauten nach. Mühelos fand ich den Myposier, der sich über Duare gebeugt hatte und ihr mit trunkener Stimme befahl, endlich aufzustehen, weil er sie nun genug getragen hätte. Es schien ihm nicht bewußt zu sein, daß sie nicht mehr lebte.

Als er mich und meine Pistole sah, schrie er auf. Dann riß er Duare hoch und hielt ihren Körper wie einen Schild vor sich – gleichzeitig schleuderte er mir seinen Dreizack entgegen. Es war ein schlechter Wurf, und ich ging langsam auf ihn zu.

Tyros schrie um Hilfe, was mich aber wenig kümmerte. Meine Pistole verschaffte mir den nötigen Vorteil, und ehe ich überwältigt wurde, wollte ich noch möglichst viele Myposier mit mir in den Tod nehmen. Weiterleben wollte ich nicht, wenn Duare tot war.

Tyros versuchte sein Schwert zu ziehen, wobei ihn der Körper des Mädchens behinderte. Schließlich ließ er sie zu Boden sinken und kam brüllend auf mich zu. Im gleichen Augenblick sprang die Tür auf, und ein Dutzend Krieger hastete in den Raum.

Ich schoß zuerst auf Tyros, der sofort zusammenbrach, und richtete die Waffe dann auf die angreifenden Soldaten. Ich unterließ den Hagel von Speeren und drückte den Abzug. In Sekunden war alles vorbei.

Ich wandte mich um und sah zu meiner Freude, daß sich Duare wieder aufgerichtet hatte und sich erstaunt umsah.

»Wie hast du das geschafft, Carson?« fragte sie.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich und nahm sie in die Arme. »Jetzt werden wir erst einmal weitersehen.«

Ich führte sie zu dem Becken, in dem wir aufgetaucht waren. Durch ein kleines Fenster konnte ich das Ufer des großen Binnensees erkennen, das kaum hundert Meter entfernt war. Ich war sicher, daß das Becken durch einen Tunnel mit dem See verbunden war. »Kannst du hundert Meter unter Wasser schwimmen?« fragte ich.

»Ich kann es zumindest versuchen.«

Ich tauchte als erster und entdeckte sofort eine Tunnelöffnung an der dem See zugewandten Beckenseite. Hier schien sich uns tatsächlich eine Fluchtmöglichkeit zu bieten. Die einzige Schwierigkeit war die Tatsache, daß wir in hellem Tageslicht bei den Kais der Stadt auftauchen würden; ich konnte nur hoffen, daß man uns nicht entdeckte.

Ich ließ Duare zuerst in den Tunnel hineinschwimmen und folgte ihr in einem Abstand. Schon bald stellte ich fest, daß ich mich in der Strecke getäuscht hatte – der Tunnel war entschieden länger als hundert Meter. Ich bewunderte Duares Durchhaltevermögen, denn als wir endlich eine helle Stelle über uns entdeckten, war ich schon fast am Ende meiner Kräfte. Als wir japsend die Wasseroberfläche erreichten, lächelte sie zu mir herüber. Ah, was für ein Mädchen! Auf zwei Planeten – nein, im ganzen Universum gab es nicht ihresgleichen!

Wir befanden uns in einem kleinen kreisförmigen Becken in einem dach- und fensterlosen Turm. Ein schmaler Rand lief an der Wand entlang, auf dem wir uns erschöpft niederließen, um ein wenig auszuruhen und neue Pläne zu machen. Zunächst beschlossen wir, bis zum Anbruch der Dunkelheit hierzubleiben. Wenn wir verfolgt wurden, ließ sich das Becken mit Hilfe der wiedergefundenen Pistole leicht verteidigen.

Am frühen Abend legten wir dann auch den letzten Tunnelabschnitt zum See zurück und wanderten langsam an der Küste entlang. Auf der Suche nach dem Anotar ließ ich mich mehr von meiner Intuition leiten, doch in der Dunkelheit war nichts zu erkennen. Wir gaben schließlich entmutigt auf und legten uns in dem weichen Gras schlafen.

Als wir erwachten, war es heller Tag. Ich setzte mich auf und sah mich um. Duare lag neben mir. Und am Waldrand – kaum hundert Meter entfernt – stand der Anotar.

Ich werde nie vergessen, mit welcher Erleichterung und Dankbarkeit wir die Maschine starteten und die Schrecken des ungastlichen Landes unter uns zurückließen.

Uns winkte die Freiheit. Wir waren in Sicherheit! Welche Nuancen dieses Wort hat! Sicherheit ist relativ. Auf unsere unmittelbare Vergangenheit bezogen, traf es zu; aber wir waren noch immer Tausende von Kilometern von Korva entfernt und hatten nur eine recht nebelhafte Vorstellung von der Richtung, in der wir suchen mußten.

Wir hatten ausreichend Treibstoff an Bord, um das Flugzeug fünfzig Jahre lang in der Luft zu halten – das bereitete uns keine Sorge. Aber zwischendurch mußten wir immer wieder landen, um uns Wasser und Vorräte zu besorgen, und im Gegensatz zur Erde ist eine solche Landung auf der Venus immer wieder ein Risiko. Das hatte ich oft genug am eigenen Leibe erfahren.

Aber auch dieser Umstand beunruhigte mich im Augenblick weniger als das Schicksal von Kandar und Artol.

Duare hatte offenbar mein Gesicht beobachtet, denn sie sagte jetzt: »Was ist los, Carson? Man sieht dir an, daß du dir Sorgen machst.«

»Ich habe an Kandar und Artol gedacht«, erwiderte ich. »Wir hatten gemeinsam fliehen wollen.«

»Wir könnten versuchen, sie zu befreien, wenn das möglich ist«, sagte Duare.

»Ich möchte dich nicht wieder in Gefahr bringen.«

»Sie sind unsere Freunde«, wandte sie ein. »Wir können sie nicht im Stich lassen, ohne zumindest zu versuchen, sie zu retten.«

»Nun«, sagte ich. »Wir können über die Stadt fliegen und uns ein wenig umsehen. Ich habe auch schon einen Plan, der vielleicht klappt. Das hängt aber mehr von Kandar und Artol als von uns ab. Setz dich doch einen Augenblick an die Kontrollen.«

Während Duare das Schiff im großen Bogen nach Mypos zurücksteuerte, schrieb ich Kandar einen kleinen Brief.

»Für uns kein Problem«, sagte Duare, als ich ihr meinen Plan erklärt hatte. »Ich hoffe, daß unten auch alles glatt geht.«

Ich wickelte den Brief um einen Bolzen und übernahm wieder das Steuer. Wir schwebten jetzt etwa dreihundert Meter über Mypos, und ich setzte zu einem weiten Spiralflug an, der uns zu Tyros' Palast bringen sollte.

Als wir näherkamen, konnte ich Menschen erkennen, die zu uns hinaufstarnten und sich dann hastig in Sicherheit brachten. Natürlich hatte in dieser Gegend noch niemand ein Flugzeug zu Gesicht bekommen, und was die myposischen Krieger über unsere Gefangennahme berichtet hatten, war überall auf größten Unglauben gestoßen.

Ich steuerte im Sturzflug auf das Sklavenlager des Palastes zu und hielt nach Kandar und Artol Ausschau. Endlich erkannte ich die beiden; sie standen zusammen am Rande des Hofes und blickten zu uns auf. Obwohl ich Kandar von dem Anotar erzählt hatte, schien er jetzt seinen Augen nicht trauen zu wollen.

Ich zog die Maschine herum. Im gleichen Augenblick kamen einige Soldaten auf den Platz gelaufen und schleuderten Speere nach uns. Es gefiel mir nicht, daß sich die Krieger im Sklavenlager aufhielten, denn sie sollten nicht sehen, daß ich Kandar eine Mitteilung zukommen ließ. Aber wie konnte ich sie loswerden? Schließlich entwickelte ich einen Plan, der nur die Gefahr in sich barg, daß auch Kandar und Artol die Flucht ergriffen. Versuchen mußte ich es auf jeden Fall.

Ich ging wieder auf dreihundert Meter und setzte zum direkten Sturzflug an. In panischem Entsetzen stoben Krieger und Sklaven auseinander, und nur

Kandra und Artol blieben wie angewurzelt stehen. Wenn der Platz ein wenig größer gewesen wäre, hätten wir landen und die beiden direkt an Bord nehmen können.

Duare stieß einen kleinen Schrei aus, als ich das Flugzeug aus dem Sturz herauszog und um Haaresbreite über die Palastgebäude steuerte; dann ging ich in die Kurve und kam zurück und warf den Zettel ab. Ich sah, wie Kandar meine Mitteilung aufnahm und las – dann hob er die linke Hand über den Kopf. Das war das von mir vorgeschlagene Zeichen, wenn er den Fluchtversuch unternehmen wollte. Im Abdrehen sah ich noch, wie er den Zettel vernichtete.

Ich ging wieder höher und steuerte ins Landinnere. Ich wollte die Myposier glauben machen, daß wir nicht wiederkommen würden. Als wir von der Stadt nicht mehr gesehen werden konnten, drehte ich nach Norden ab und kehrte langsam zu dem See zurück, an dessen Ufern Mypos liegt. Dort fand ich schließlich eine geschützte Bucht, in der wir die Nacht abwarteten.

18

Wir verbrachten einen ruhigen Tag. Von Zeit zu Zeit bemerkten wir Bewegung an Land und entdeckten schließlich eine Gruppe von Wilden, die uns beobachtete. Ansonsten blieben wir völlig ungestört. Unser Glück wäre vollkommen gewesen, wenn wir keinen Hunger gehabt hätten. Vom Anotar aus konnten wir Bäume mit Früchten und Nüssen erkennen, aber wegen der Wilden durften wir es nicht wagen, an Land zu gehen. Zum Glück hatten wir noch etwas Wasser an Bord, so daß wir wenigstens keinen Durst litten, und im übrigen waren wir so glücklich, wieder zusammen zu sein, daß wir die Nahrung nicht allzusehr vermißten.

Nach Einbruch der Dunkelheit starteten wir wieder. Da der Motor des Anotars geräuschlos lief, befürchtete ich nicht, daß man unsere Annäherung bemerken würde. Etwa einen Kilometer vor der Stadt ging ich auf das Wasser nieder und steuerte das Flugzeug langsam auf das Ufer zu, wobei ich den vor Anker liegenden Galeeren ausweichen mußte.

Die Venus hat keinen Mond, und die Sterne sind hinter den dichten Wolkenschichten verborgen. Und doch ist die Nacht nicht dunkel auf diesem Planeten. Überall erstrahlt ein geheimnisvolles diffuses Licht, das es einem ermöglicht, sich auf kurze Entfernung zu orientieren.

Wir erreichten schließlich unser Ziel, das etwa hundert Meter vom Palast entfernt war, und richteten uns auf eine lange Wartezeit ein. Die Nacht schleppte sich dahin. Hier und da waren die Umrisse von Schiffen zu erkennen, auf denen Lichter brannten. Wir hörten Männerstimmen an Bord und gleich darauf auch an der Küste – und am Kai erschienen zahlreiche Lichter.

»Ich fürchte, die Flucht ist mißglückt«, sagte ich.

»Es scheint fast so«, erwiderte Duare. »Aber wir dürfen erst bei Tagesanbruch wieder starten. Vielleicht kommen sie noch.«

Kurz darauf waren an der Küste Rufe zu hören, und ich sah, wie ein Boot ablegte, in dem sofort eine Lampe angezündet wurde. Das Boot war voller Krieger. Es kam nicht direkt auf uns zu, sondern schien vorsichtig hin und her zu fahren. Dann hörte ich einen Ruf vom Land: »Nicht da entlang! Geradeaus!«

»Sie sind doch entkommen«, sagte Duare. »Da ist eine Suchgruppe.«

»Und sie kommt jetzt in unsere Richtung«, sagte ich, als das Boot seinen Kurs geändert hatte.

Ich suchte die Wasseroberfläche ab. Von Kandar und Artol war jedoch nichts zu sehen. Das Boot kam jetzt direkt auf uns zu, allerdings bewegte es sich nur langsam voran, weil man sorgfältig das Meer absuchte.

Dann hörte ich ein leises Pfeifen – das vereinbarte Signal. Es schien irgendwo von vorn zu kommen. Der Anotar lag mit dem Bug zur Küste, und das Boot mit den Kriegern näherte sich schräg von der anderen Seite.

Ich erwiderte das Signal und startete die Maschine. Langsam bewegten wir uns auf die Stelle zu, an der ich die beiden vermutete. Noch immer war nichts zu sehen.

Dann rief jemand im Boot: »Da sind sie!«, und im gleichen Augenblick sah ich zwei Köpfe, die einige Meter vor uns aus dem Wasser auftauchten. Offenbar waren die beiden Flüchtlinge nach dem Erkennungspfiff sofort wieder untergetaucht. Jetzt schwammen sie so schnell wie möglich auf uns zu – aber auch das Boot näherte sich schnell. Es hatte den Anschein, als würde es uns gleichzeitig mit den beiden Flüchtlingen erreichen.

Ich rief Kandar und Artol zu: »Wenn ich vorbeikomme, haltet euch am Rand fest – aber gut

festhalten! Ich schleppe euch nach draußen, bis wir das Boot abgehängt haben!«

»Los!« schrie Kandar. »Wir sind bereit!«

Ich drehte etwas auf und hielt auf die Schwimmer zu. Die Myposier waren schon sehr nahe. Wenn es sie überraschte, den Anotar hier auf dem Wasser zu sehen, dann ließen sie sich dadurch nicht aufhalten. Ein Mann am Bug hob sogar seinen Dreizack und forderte uns zum Stoppen auf.

»Setz dich an die Kontrollen, Duare«, sagte ich und wandte mich dem Boot zu. Im gleichen Augenblick schleuderte der Krieger seinen Speer, der zwischen unseren Köpfen hindurchzischte. Aber da hatte ich schon meine Strahlenpistole gezogen und eröffnete das Feuer. Drei myposische Krieger fielen über Bord.

Kandar und Artol hatten sich an der Seite des Flugzeugs festgehalten, und Duare beschleunigte jetzt unsere Fahrt. Wir entfernten uns schnell von dem Boot. Da entdeckte Duare ein zweites Boot mit Kriegern vor uns, das offenbar von einem der ankernden Schiffe herabgelassen worden war.

Duare sah sich hastig um und schätzte die Situation ab, »Kommt an Bord!« rief sie unseren Freunden zu, die sich das nicht zweimal sagen ließen. Dann ging sie auf Startgeschwindigkeit und raste auf die Krieger im zweiten Boot zu. Ich hörte

ihre Schreckensrufe und verfolgte ihre verzweifelten Versuche, das Boot noch aus dem Weg zu bringen. Schließlich zog Duare das Flugzeug in die Höhe und steuerte es dicht über sie hin.

»Gut gemacht«, sagte ich.

»Wunderbar!« sagte Kandar.

Artol sagte zunächst überhaupt nichts.

»Warum fallen wir nicht herunter?« fragte er schließlich.

Kandar war begeistert. Er hatte mich von dem Anotar sprechen hören, schien meine Berichte jedoch mit einer gewissen Skepsis aufgenommen zu haben. Jetzt wollte er seinen Augen nicht trauen.

Ich wollte Kandar und Artol nach Japal bringen, wo Kandars Vater als Jong herrschte. Die Stadt liegt am obersten Ende des Japal-Sees, etwa achthundert Kilometer von Mypos entfernt. Da wir unser Ziel nicht vor Morgengrauen erreichen wollten, beschlossen wir wieder zu landen und die Nacht auf dem See zu verbringen.

Es war windstill, und das Wasser lag ruhig wie ein Spiegel. Wir machten es uns in den beiden Cockpits bequem und warteten auf den Morgen. Ich fragte Kandar, ob die Flucht sehr schwierig gewesen war.

»Sie war nicht leicht«, erwiderte er. »Wie du weißt, ist die Verbindung zwischen dem Sklaventeich

und dem See nicht breit genug für einen Mann – also mußten wir einen Weg zu einem der Palastbecken finden. Nach Tyros' Tod herrschte große Aufregung. Seine Frau Skabra erklärte sich zur alleinigen Herrscherin. Dieser Anspruch wird von verschiedenen Grüppchen angefochten, die sich jedoch gegenseitig bekämpfen, so daß sie noch fest auf dem Thron sitzt. Aber die Disziplin der Palastwachen und der anderen Untergebenen ist natürlich sehr schlecht.

Artol und ich kamen zu dem Schluß, daß wir diese günstige Situation ausnutzen mußten. Ausnahmsweise stand heute nacht nur ein einziger Krieger vor dem Sklavenlager Wache. Wir schlichen uns zu ihm hin und überwältigten ihn. Er hatte nicht einmal mehr Zeit, einen Schrei auszustoßen. Ich nahm ihm seinen Dreizack und sein Schwert ab. Dann marschierten wir in den Palast, der hier nicht allzugut beleuchtet war, und erreichten unbemerkt die Mauer, die das königliche Becken umgibt. Der Wächter hier bereitete uns noch weniger Schwierigkeiten als der erste, weil wir ja inzwischen bewaffnet waren.

Jetzt betraten wir den Teil der Gärten, in dem das königliche Schwimmbecken liegt. Hier war alles hell erleuchtet, und es lungerten einige Gestalten herum. Als wir uns dem Becken näherten, kam

einer der Myposier auf uns zu – Plin. Ich erkannte ihn sofort.«

»Das ist der Sklave, der uns verriet und mir die Pistole stahl«, erklärte ich Duare.

»Wie hast du sie überhaupt zurückbekommen?« fragte Kandar.

»Plin warf sie in das Becken«, erwiderte ich, »und als ich Tyros und Duare in das Wasser folgte, fand ich sie unten auf dem Grund. Aber erzählt weiter, was geschah dann?«

»Plin begann sofort nach den Wachen zu schreien, und wir stürzten uns ins Wasser – in der Hoffnung, den Tunnel zum See sofort zu finden.«

»Und wir haben es auch geschafft«, schaltete sich Artol ein. »Ich hatte das Gefühl, schon mindestens viermal ertrunken zu sein, als wir endlich wieder an die Oberfläche kamen. Ich war praktisch bewußtlos, und wenn mich Kandar nicht gehalten hätte...«

»Deshalb wurde also die Verfolgung so schnell aufgenommen«, sagte ich.

Kandar nickte. »Ich bedauere es nur, daß ich Plin nicht den Hals umdrehen konnte.«

»Soll ich dich wieder zurückbringen?«

Kandar grinste. »Nein, danke«, sagte er. »So wütend bin ich auch wieder nicht. Außerdem wiegt

eine Freundschaft wie die unsere alle Plins der Welt auf. Ich will nicht versuchen, dir und Duare für die wertvolle Hilfe zu danken – es gäbe keine passenden Worte dafür.«

»Ich bin nur ein einfacher Krieger«, sagte Artol, »aber nach meinem Jong gehört all meine Loyalität dir.«

19

Am frühen Morgen setzten wir unsere Reise fort und nahmen Kurs auf Japal. Kandar vertrat die Auffassung, daß wir die Maschine vorsichtshalber außerhalb der Stadt landen und er und Artol sich an einem der Tore identifizieren sollten. »Ich fürchte, daß man sonst auf uns schießt, wenn wir über die Stadt dahinfliegen«, sagte er.

»Womit denn?« fragte ich. »Du hast mir doch erzählt, daß es bei euch keine Feuerwaffen gibt.«

»Das stimmt auch«, erwiderte er. »Aber wir haben Maschinen, die Felsbrocken und Brandfackeln hoch in die Luft schleudern können. Die Katapulte stehen auf den Stadtmauern und an Deck der Schiffe vor der Küste. Es wäre schlimm, wenn dein Propeller getroffen würde.«

»Gut, dann landen wir eben vor der Stadt«, entschied ich.

Japal machte einen freundlicheren Eindruck als Mypos und war auch größer als die Stadt der Fischwesen. Wir landeten auf der Ebene vor der Mauer und kamen etwa hundert Meter vor dem Tor zum Stehen. Unser Erscheinen rief große

Verwirrung auf den Stadtmauern hervor. Mehrere Krieger schlossen in aller Eile das Tor und starrten dann verblüfft zu uns herüber.

Kandar und Artol stiegen aus und gingen auf das Tor zu. Dort unterhielten sie sich mit den Wächtern, wandten sich um und kamen wieder auf uns zw. Im gleichen Augenblick öffnete sich das Tor hinter ihnen und ließ einen Trupp Krieger durch. Kandar und Artol begannen zu laufen, und die Krieger nahmen die Verfolgung auf.

Da stimmte doch etwas nicht! Ein heimkehrender Kronprinz braucht vor seinen Untergebenen normalerweise nicht zu fliehen. Ich sah, daß die Krieger unsere Freunde einholen würden, ehe sie uns erreichten, und zögerte nicht, die Maschine in Bewegung zu setzen. Natürlich wußte ich nicht, worum es hier ging, aber ich fühlte mich für Kandar und Artol verantwortlich. Ich ließ den Anotar auf die Gruppe zurollen, hob ihn kurz vom Boden ab, so daß die beiden darunter hinwegtauchen konnten, und hielt dann direkt auf die Krieger zu. Ich hatte das Fahrwerk nicht wieder eingezogen, und die schweren Wasserpontons taten ihr blutiges Werk. Ich zog die Maschine hoch, machte eine Kehre und landete neben Kandar und Artol, die hastig hinter uns an Bord kletterten.

»Was ist passiert?« fragte ich Kandar, als wir wieder gestartet waren.

»Es hat eine Revolution gegeben, die von einem Burschen namens Gangor angezettelt wurde«, erwiderte er. »Mein Vater ist entkommen. Mehr weiß ich nicht. Einer der Krieger am Tor hat mir das alles erzählt. Er hätte mir sicher noch mehr verraten, wenn nicht einer von Gangors Offizieren dazugekommen wäre.«

»War Gangor nicht der Bursche, der damals auf deinem Schiff die Myposier befreit hat, Artol?« fragte ich.

»Ja«, erwiderte er. »Jetzt bin ich ihm eine doppelte Rache schuldig. Ich wünschte, wir wären irgendwie in die Stadt hineingekommen.«

»Das wird dir eines Tages vielleicht noch gelingen«, sagte Kandar.

»Wohin jetzt?« fragte ich. »Wir bringen euch gern an jedes gewünschte Ziel, ehe wir unsere Suche nach Korva wieder aufnehmen.«

»Ich kann mir nur einen Ort denken, an dem mein Vater vielleicht Zuflucht gesucht hat«, sagte Kandar. »Oben in den Bergen lebt ein Stamm Wilder, die wir die Timals nennen. Mein Vater hat vor längerer Zeit mit ihrem Häuptling Yat Freundschaft geschlossen, und der Stamm ist ihm und allen anderen Japaliern treu ergeben – obwohl natürlich nur der eigene Häuptling

kommandieren darf. Ich würde gern zu den Timals fliegen und feststellen, ob mein Vater dort ist.«

Der Flug verlief ereignislos. Wir erreichten eine Bergkette, hinter der das Gebiet der Timals begann – ein Hochplateau, das von malerischen Gipfeln gesäumt war. Kandar deutete auf ein Dorf in einem Cañon, der auf das Plateau mündete, und ich ging tiefer und kreiste über der Siedlung. Auf der Dorfstraße standen mehrere Gestalten und starnten zu uns herauf. Sie schienen keinerlei Angst zu haben. Obwohl sie Menschen zu sein schienen, hatten sie etwas Seltsames an sich, das ich zuerst nicht bestimmen konnte. Als wir dann noch tiefer hinabgingen, stellte ich fest, daß sie kurze Hörner auf dem Kopf hatten. Sie waren mit Speeren und Messern bewaffnet, und einige der Männer nahmen eine drohende Haltung an. Im nächsten Augenblick entdeckte Kandar seinen Vater.

»Da ist auch mein Bruder Doran!« sagte er. »Er steht neben meinem Vater.«

»Frage deinen Vater, ob wir gefahrlos landen können«, sagte ich.

»Yat sagt, daß du in das Dorf kommen darfst – nicht aber die Fremden«, rief Jantor zu uns herauf.

»Aber ich kann nicht kommen, wenn wir den Anotar nicht landen dürfen!« rief Kandar. »Sage Yat, daß die anderen meine Freunde sind. Hier ist Artol, ein ehemaliges Mitglied deiner Garde – und dann Carson von der Venus und seine Frau Duare von Vepaja. Sie haben mich vor Gangor gerettet. Bitte sage Yat, daß er die Landung gestatten möchte.«

Wir sahen, wie sich Jantor umwandte und mit einem großen Wilden sprach, der jedoch weiter den Kopf schüttelte. Erst nach langem Hin und Her ließ er sich überzeugen, daß auch wir nur gewöhnliche Menschen waren und daß der Anotar keinen bösen Zauber über sein Volk bringen würde.

Ich landete auf der unebenen Dorfstraße und rollte langsam aus. Obwohl die Wilden bestimmt große Angst vor dem Flugzeug hatten, rührten sie sich nicht von der Stelle. Einige Meter vor Jantor und Yat brachte ich die Maschine zum Stehen – und sofort waren wir von einer Schar speerschwingender Krieger umgeben. Die Timals sehen wirklich schreckenerregend aus, und einen Augenblick wußte ich nicht, woran wir waren.

Yat trat neben das Flugzeug und schaute zu mir und Duare auf. Jantor und Doran begleiteten ihn. Kandar stellte uns vor, und der alte Timal-Häuptling betrachtete uns lange. Dann wandte er sich an Jatnor. »Er ist ein Mann wie du«, sagte er

und deutet auf mich. »Willst du, daß wir mit ihm und der Frau Freundschaft schließen?«

»Es würde mich sehr freuen«, sagte Jantor, »weil sie die Freunde meines Sohnes sind.«

Yat blickte mich an. »Möchtest du ein Freund der Timals sein und dich in Frieden bei uns aufzuhalten?«

»Ja«, sagte ich.

»Dann kannst du das seltsame Wesen verlassen«, sagte er. »Ihr könnt hierbleiben, solange ihr wollt. Ihr seid Freunde Yats und seines Volkes. Ich habe gesprochen, und mein Volk hat es gehört.«

Wir kletterten zu Boden und begrüßten die Gelegenheit, uns endlich einmal wieder die Beine zu vertreten. Die Timals versammelten sich in respektvoller Entfernung um uns und betrachteten uns.

»Der Stamm hat euch in Freundschaft willkommen geheißen«, sagte Jantor, »und ihr werdet feststellen, daß man wirklich sehr entgegenkommend und gastfreundlich ist. Die Timals sind ein stolzes Volk, dem es sehr auf seine Ehre ankommt. Solange ihr euch der Freundschaft würdig erweist, ist alles in Ordnung; habt ihr sie jedoch nicht verdient, werdet ihr getötet.«

»Wir werden alles versuchen, uns die Freundschaft zu erhalten«, versicherte ich ihm.

20

Der alte Yat interessierte sich sehr für den Anotar. Er wanderte mehrere Male um die Maschine herum und betastete sie. »Es lebt nicht«, sagte er zu Jantor, »und doch fliegt es wie ein Vogel.«

»Möchtest du es einmal besteigen und sehen, wie ich es lenke?« fragte ich.

Anstelle einer Antwort kletterte er in das vordere Cockpit. Ich setzte mich neben ihn und erklärte ihm die Kontrollen. Er stellte mehrere Fragen, die von einer wachen Intelligenz zeugten.

»Möchtest du einmal fliegen?«

»Ja.«

»Dann sage deinen Leuten, daß sie die Straße freimachen sollen.«

Er erfüllte meine Bitte, und ich ließ die Maschine durch die kleine Straße auf die Ebene hinausrollen. Der Wind wehte von den Bergen herab, so daß ich in Richtung zum Dorf starten mußte und dicht über die Köpfe der Wartenden hinwegraste. Ich zog die Maschine in eine Kurve und ging auf Höhe. Dann sah ich zu Yat hinüber. Er schien völlig ruhig

zu sein. Er schaute sich um und blickte über den Rand des Cockpits nach unten.

»Wie gefällt es dir?« fragte ich.

»Gut«, sagte er.

»Du mußt mir sagen, wenn du zum Dorf zurück möchtest.«

»Fliege dahin«, sagte er und streckte den Arm aus.

Ich durchflog den Bergpaß, den er mir angegeben hatte. Unter uns erstreckte sich ein breites Tal. »Jetzt dahin«, sagte er und deutete auf ein kleines Dorf unter uns. »Tiefergehen«, fügte er hinzu. »Das Dorf.«

Ich flog dicht über den Strohdächern dahin. Frauen und Kinder rannten schreiend in die Hütten. Ein paar Krieger blieben wie angewurzelt stehen und schleuderten uns ihre Speere entgegen. Yat beugte sich weit hinaus, als ich wunschgemäß eine große Kurve beschrieb, und von unten hörte ich den schwachen Ruf: »Das ist Yat, der Timal!«

Yat sah mich fröhlich an. »Jetzt nach Hause«, befahl er. »Das waren die Feinde meines Volkes«, fügte er nach einiger Zeit hinzu. »Jetzt wissen sie, was für ein großer Mann Yat ist.«

Die Timals in seinem Dorf warteten bereits auf uns. »Ich bin sehr froh, daß ihr wieder da seid«,

sagte Kandar. »Die Leute begannen zu glauben, daß du Yat entführt hättest.«

»Ich habe eine neue Welt gesehen«, sagte Yat. »Wie ein Vogel flog ich über das Dorf der Leute im Tal. Sie haben mich gesehen und erkannt. Jetzt wissen sie, was für ein großes Volk die Timals sind.«

Er verstand es, seinen Sieg auszukosten; anderen Kriegern, die jetzt ebenfalls fliegen wollten, verwehrte er diesen Wunsch mit dem Bemerken, daß das nur etwas für Häuptlinge sei. Er hatte da etwas vollbracht, das in seiner Welt einzigartig war – und das festigte seine Position womöglich noch mehr.

Die Timals gefielen uns gut. Wir wurden mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt und ruhten uns einige Tage richtig aus. Dann flog ich Jantor, Kandar und Doran nach Japal zurück. Da der Anotar nur vier Menschen Platz bietet, ließ ich Duare und Artol zurück. Ich wußte, daß sie bei den Timals in guten Händen waren. Außerdem wollte ich noch vor Einbruch der Dunkelheit zurück sein.

Wir kreisten eine Zeitlang über der Stadt und riefen dadurch große Verwirrung hervor. Janton hatte gehofft, einige Freunde in den Straßen zu entdecken und auf sich aufmerksam zu machen – aber er sah kein bekanntes Gesicht. Ehe wir nach Timal zurückkehrten, flog ich noch einmal einen

großen Bogen über dem See, wo wir eine Flotte entdeckten, die sich näherte.

»Wenn es nicht zuviel verlangt ist«, sagte Kandar, »würde ich gern einmal feststellen, wessen Schiffe das sind.«

Die Flotte bestand aus fünfzig Einheiten aller Klassen – Zweidecker und einfache, offene Galeeren, alle voll bemannt mit Kriegern und Rudersklaven.

»Die myposische Kriegsflotte«, sagte Jantor, »und sie hält auf Japal zu.«

»Gangor dürfte zu tun bekommen«, sagte Kandar.

»Wir müssen ihn warnen«, sagte Jantor.

»Aber er ist dein Feind!« protestierte Doran.

»Japal ist mein Land«, erwiderte Jantor, »Wer auch immer der Herrscher ist – es ist meine Pflicht, ihn zu warnen.«

Auf dem Rückweg verfaßte Jantor bereits eine Nachricht an Gangor. Ich raste im Tiefflug über den Palast dahin und machte dabei mit der rechten Hand das Friedenszeichen. Sofort entstand unten Bewegung, und mehrere Männer kamen aus dem Palast. Jantor erkannte Gangor, rief ihm etwas zu und warf die Botschaft über Bord.

Der Mann las sie langsam und winkte uns dann zu. Ich flog ganz niedrig und schlug einen engen Kreis. »Ich danke dir für deine Warnung, Jantor«, rief Gangor, als wir in Hörweite waren. »Ich wünschte, du würdest dich unserem Kampf anschließen. Bei der Verteidigung der Stadt brauchen wir dringend deinen Rat. Ich verspreche dir, daß dir nichts geschieht.«

Wir alle schauten Jantor an und warteten auf seine Weigerung. Aber er hob den Kopf und sagte: »Es ist meine Pflicht.«

»Tu es nicht!« sagte Kandar. »Gangor können wir nicht trauen!«

»Er würde es nicht wagen, mir etwas anzutun«, sagte Jantor. »Zu viele Krieger haben sein Versprechen gehört! Nein, ich habe dort unten eine Aufgabe zu erfüllen. Würdest du bitte landen?«

»Wenn du darauf bestehst, setze ich dich gern vor der Stadt ab«, sagte ich. »Es ist dein gutes Recht, dich in Gefahr zu begeben – aber ich möchte das Leben der anderen nicht aufs Spiel setzen.«

Kandar ließ sich von Gangor noch einmal hoch und heilig versprechen, daß seinem Vater nichts passieren würde und daß er die Stadt jederzeit verlassen dürfte. »Bring doch auch Kandar und Doran mit, Jantor«, fügte Gangor hinzu. »Sie sind beide willkommen – und ich verspreche euch noch

einmal, daß ihr alle in Sicherheit seid, sobald ihr die Stadt betreten habt!«

Jantor rief hinunter, daß wir vor der Stadt landen würden, und ich drehte ab.

»Jetzt fühle ich mich schon besser«, sagte Kandar. »Es ist alles gut, wenn wir dich begleiten können.«

»Ihr werdet hierbleiben«, sagte Jantor. »Ich traue Gangor ' nicht. Vielleicht habt ihr recht, und wenn ich sterben muß, liegt die Zukunft des Landes in deiner und in Dorans Hand. Wenn wir uns alle drei in Gangors Gewalt begäben, wäre die Versuchung vielleicht zu groß für ihn. Allein wird mir nichts geschehen.«

»Aber, Vater!« widersprach Kandar. »Was soll das japalische Volk denken, wenn deine Söhne ihren Vater im Stich ließen?«

»Ihr begleitet mich nicht – das ist ein Befehl«, sagte Jantor bestimmt, und damit war die Diskussion beendet.

Ich setzte die Maschine dreihundert Meter vom Tor entfernt auf, das sich sofort öffnete. Gangor erschien mit zwölf Kriegern und blieb in respektvollem Abstand von der Maschine stehen. Jantor stieg aus.

»Ich wünschte, wir wären niemals hierher gekommen«, sagte Kandar. »Ich habe das unbestimmte Gefühl, daß unser Vater einen großen Fehler begeht.«

»Ja«, sagte Doran. »Gangor ist für seine Hintergründigkeit bekannt. Bisher hat sich aber niemand wirklich um ihn gekümmert, weil er nur Kapitän eines Handelsschiffes war. Wer hätte vermutet, daß er sich zum Jong von Japal machen wollte?«

21

Kein Zweifel, "Jantor war ein mutiger Mann, der genau wußte, welches Risiko er einging. Ich beobachtete ihn, während er sich seinen Feinden näherte – jeder Zoll ein Jong.

Ich war sofort wieder gestartet und kreiste jetzt über dem Treffpunkt. Jantor hatte sich Gangor auf wenige Schritte genähert, als dieser plötzlich seinen kurzen Speer erhob und ihn dem Jong ins Herz stieß.

Kandar und Doran schrien entsetzt auf. Ich gab Gas und ging zum Sturzflug über. Als mich Gangor und seine Krieger kommen sahen, ergriffen sie die Flucht. Ich vermochte einige mit meiner Pistole zu erledigen, aber Gangor erreichte unangefochten die Stadt.

Schweigend flog ich über die Stadt auf den See hinaus. Lange Zeit brachten Kandar und Doran kein Wort heraus. Mit steinernen Gesichtern saßen sie da, und ich verspürte großes Mitleid. Schließlich fragte mich Kandar, wohin wir flogen.

»Ich verrate der myposischen Flotte, daß Japal gewarnt ist.«

»Warum das?« fragte er.

»Es ist der Wunsch deines Vaters, die Stadt zu retten. Eines Tages wirst du dort Jong sein. Möchtest du, daß die Fisch-Menschen Japal erobern?«

»Du hast recht«, sagte er.

Am späten Nachmittag ging ich über dem myopischen Flaggschiff, einem großen Zweidecker, in den Tiefflug und machte das Friedenszeichen. Ich rief hinunter, daß ich eine Botschaft für den Flottenkommandanten hätte. Ein großer Bursche, den ich schon in Tyros' Palast gesehen hatte, erwiederte meine Gruß.

»Wer befehligt die Flotte?« fragte ich.

»Skabra, die Vadjong«, erwiederte er.

»Weißt du, wer ich bin?«

»Du bist der Sklave, der Tyros umgebracht hat.«

»Ich möchte gern mit Skabra sprechen, wenn sie mir nicht zu böse ist.«

»Keine Sorge«, erwiederte der Mann.

»Auf welchem Schiff hält sie sich auf?«

»Hier auf diesem.«

»Nun, dann sage ihr, daß Carson von der Venus sie sprechen möchte. Sage ihr, daß ich eine wichtige Nachricht für sie habe.«

In diesem Augenblick kam die Vadjong persönlich an Deck. »Was willst du?« fragte sie. »Willst du mich auch noch umbringen?«

»Nein!« rief ich. »Du hast meine Frau gut behandelt. Rudere in einem kleinen Boot etwas vom Schiff weg, dann lande ich, und wir können uns in Ruhe unterhalten.«

»Du mußt mich für eine Idiotin halten!« sagte sie.

»Nun gut«, sagte ich, »aber so kann man kein Gespräch führen. Ich gebe dir mein Wort, daß ich dir nichts antun werde. Und jetzt tu, was du möchtest. Ich warte noch ein paar Minuten, dann fliege ich wieder ab.«

Ich sah, wie man sich an Bord aufgeregt beriet. Minuten später wurde ein Boot zu Wasser gelassen, und Skabra ruderte einige Meter vom Schiff weg und wartete. Ich landete und steuerte die Maschine neben das Boot, die Königin begrüßte mich recht freundlich. Es überraschte mich nicht, daß sie mir meine Tat nicht nachtrug. Sie war durch mich nicht nur einen unerträglichen Ehemann losgeworden, sondern hatte auch den Thron gewonnen, den sie erst wieder räumen wollte, wenn ihr amphibischer Nachwuchs groß genug geworden war.

»Zuerst möchte ich gern wissen«, sagte sie, »wie du aus Mypos geflohen bist!«

Ich schüttelte den Kopf. »Vielleicht bin ich eines Tages wieder einmal Gefangener in deiner Stadt. Ich werde das kleine Geheimnis lieber für mich behalten.«

»Das ist klug gedacht«, sagte sie. »Aber wenn du tatsächlich einmal wiederkommst, kannst du mit einer entgegenkommenden Behandlung rechnen. Was ist das für eine wichtige Nachricht, die du für mich hast?«

»Japal weiß von der Annäherung deiner Flotte – und die Stadt ist auf den Angriff vorbereitet.«

»Warum erzählst du mir das?« fragte sie.

»Aus zwei Gründen. Erstens hast du meine Frau gut behandelt – und zweitens sind die Söhne Jantors meine Freunde. Ich möchte Mypos und Japal nicht im Krieg sehen.«

Sie nickte. »Ich verstehe. Trotzdem muß ich meinen Plan durchführen. Wir brauchen mehr Sklaven. Unsere Ruderer sterben wie die Fliegen, und viele Schiffe sind nicht mehr richtig bemannnt.«

Wir unterhielten uns noch ein wenig, und als ich merkte, daß sie sich von ihrem Vorhaben nicht abbringen ließ, steuerte ich mein Flugzeug etwas zur Seite und stieg wieder auf.

Bei der Annäherung an die Stadt sahen wir, daß die japalische Flotte in Alarmbereitschaft war, sich

aber nicht von der Stadt entfernt hatte. Kandar wollte gern bleiben und den Kampf beobachten, und obwohl die Begegnung wahrscheinlich nicht vor morgen früh stattfinden würde, stimmte ich zu. Ich merkte, wie sehr meinem Freund daran lag, so daß ich gern bereit war, eine Nacht zu warten.

Wir landeten in einer geschützten Bucht und legten uns schlafen. Im ersten Morgengrauen wurde ich von Kandar geweckt. »Die myposische Flotte greift an«, sagte er. »Ich kann das Quietschen der Ruder hören.«

Ich lauschte. Über das Wasser drang das Geräusch von vorsichtig bewegten Rudern herüber. Wir starteten und nahmen Kurs auf Japal. Von hier oben hatten wir einen ausgezeichneten Überblick. Wir sahen die myposische Flotte, die in drei Reihen zu je fünfzehn oder sechzehn Einheiten vorrückte. Die Flotte der Japalier lag noch immer dicht unter der Stadtmauer.

Als die beiden Verbände nur noch etwa hundert Meter voneinander entfernt waren, begann der Kampf. Ein Feuerball erhob sich von einem der japalischen Schiffe, vollführte einen eleganten Bogen und landete auf dem Deck eines myposischen Schlachtschiffes. Sofort brachten die Feindseligkeiten auf breiter Front aus. Feuerbälle und Felsbrocken flogen von beiden Seiten. Viele

Geschosse landeten im Wasser, viele fanden aber auch ihr Ziel.

Die myposische Flotte rückte immer weiter vor.
»Sie wollen unsere Schiffe entern!« sagte Doran.

Jetzt wurde offenbar, warum sich die japalische Flotte nicht von der Küste gelöst hatte, denn nun begannen die Batterien auf den Stadtmauern zu feuern. Sie waren leistungsfähiger als die Schiffskatapulte und schleuderten größere Ladungen. Kleinere myposische Einheiten drangen zwischen die großen japalischen Schiffe vor und versuchten die feindlichen Ruderer außer Gefecht zu setzen. Einige gut gezielte Schüsse von der Stadtmauer, die Kandar in Begeisterung versetzten, machten diesem Treiben schnell ein Ende. Vier Schiffe der angreifenden Flotte waren schon in Brand geraten, und die Mannschaften versuchten sich in Booten zu retten. Andere myposische Schiffe drängten nach vorn, und auf vielen Decks entstanden blutige Kämpfe. Es war ein grauenvoller Anblick, der in gewisser Weise auch faszinierend war. Ich steuerte das Flugzeug niedriger hinab, um noch besser sehen zu können. Der Rauch von den brennenden Schiffen machte eine Orientierung fast unmöglich. Aber ich hatte mich zu weit vorgewagt. Ein Felsbrocken von einem Katapult traf unseren Propeller und zerschmetterte ihn. Damit saß ich in der Falle.

22

Mein erster Gedanke galt natürlich Duare. Hier beobachtete ich einen Kampf zwischen zwei Völkern, die meine Feinde waren. Welche Chance hatte ich jetzt, jemals nach Timal zurückzukehren? Was sollte aus Duare werden? Ich verfluchte mich, während ich die Maschine langsam herabschweben ließ. Wir waren noch hoch genug gewesen, um etwa zwei Kilometer vom Schauplatz der Schlacht entfernt an der japolischen Küste zu landen. Ich hoffte, daß im Eifer des Gefechts niemand das Unglück beobachtet hatte.

Kandar und Doran machten sich Vorwürfe, mich in eine solche Situation gebracht zu haben. Ich sagte ihnen, daß es keinen Sinn hätte, unser Mißgeschick zu beklagen, und machte mich daran, die Reste des alten Propellers zu entfernen.

Ich erklärte Kandar die Werkzeuge, die ich brauchte, um einen neuen Propeller zu machen, und er begann sich sehr für das Problem zu interessieren und stellte zahlreiche Fragen. Das Holz bereitete uns keine Schwierigkeiten, ich fand schnell einen

geeigneten Baum. Mit den Werkzeugen sah es da schon schlimmer aus.

»In Japal gibt es genügend Werkzeuge«, sagte Doran. »Ich kenne da einen Mann, der Messer macht. Ich kenne ihn sogar ziemlich gut. Er wohnt ganz dicht an der Stadtmauer, nicht weit vom Binnentor entfernt. Wenn wir irgendwie in sein Haus kämen, hätten wir auch bald geeignete Messer.«

»Aber wie kommen wir in sein Haus?« fragte Kandar.

»Indem wir über die Mauer klettern. Das Haus steht direkt dahinter.«

»Das ist zu gefährlich«, wandte ich ein.

»Aber wir müssen es riskieren«, sagte Kandar.

Nach Einbruch der Dunkelheit schlichen wir uns an die Stadt heran, wobei uns Kandar zu einer Stelle führte, die in der Nähe des Hauses liegen sollte. Sie lag leider auch ganz in der Nähe des Tores, so daß ich große Bedenken hatte. Zunächst ging alles gut. Kandar stieg auf meine Schultern, und Doran kletterte an uns beiden empor. In diesem Augenblick sagte eine grobe Stimme hinter uns: »Kommt 'runter – ihr seid verhaftet.«

Ich hielt Kandar fest, damit er nicht das Gleichgewicht verlor, doch ehe ich meine Pistole

ziehen konnte, wurde ich zurückgerissen, so daß meine Freunde auf mich fielen und wir alle zu Boden stürzten.

Als sich das Durcheinander endlich gelöst hatte, stellte ich fest, daß man mich entwaffnet hatte. Einer der Krieger zeigte stolz meine Pistole herum.

»Ich habe gesehen, wie er sie heute morgen benutzt hat«, sagte er. »Und ich werde sie jetzt behalten.«

»Nichts wirst du behalten«, sagte ein anderer Wächter. »Gangor nimmt sie dir sicher wieder ab.«

Wir wurden in das Wachhaus beim Stadttor gebracht. Wieder einmal waren wir in Gefangenschaft, und ich war nur froh, daß Duare nicht bei uns war. Doran hatte schnell eine Geschichte erfunden, wonach wir gerade von einer Jagdpartie zurückgekommen waren. Und da die Tore bei unserer Ankunft schon geschlossen waren, hätten wir versucht, über die Mauer in die Stadt zu kommen.

Ein Gardist fragte: »Warum habt ihr denn während der Schlacht gejagt?«

»Schlacht?« rief Doran. »Was für eine Schlacht? Wir sind zwei Tage nicht hier gewesen!«

»Die Myposier haben mit ihrer Flotte angegriffen, und wir haben sie zurückgeschlagen. Es war

großartig! Wir haben viele Gefangene gemacht, aber von uns ist niemand in Gefangenschaft geraten.«

»Tut uns leid, daß wir nicht hier waren«, sagte Kandar.

Am späten Vormittag des nächsten Tages kam ein Offizier und sagte, daß Gangor den Mann mit der fliegenden Maschine sehen wollte – den Mann, der so viele von seinen Kriegern getötet hatte.

»Das bin ich«, sagte ich und trat vor.

»Was sind das für Leute?« fragte er.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich. »Sie sind von einem Jagdausflug gekommen. Ich habe sie gestern abend getroffen, und sie bat mich, ihnen dabei behilflich zu sein, über die Mauer in die Stadt zu klettern.«

Es mutete mich seltsam an, daß ein Offizier die beiden Königssöhne nicht erkannte – aber Gangor hatte offensichtlich eine Reihe von Soldaten aus niederm Stande zu Offizieren ernannt, womit sich das erklären ließ.

»Nun«, sagte der Offizier. »Ich nehme euch am besten alle mit. Gangor will wahrscheinlich auch deine Freunde sehen.«

Kaum hatten wir Gangors Zimmer betreten, als er Kandar und Doran erkannte. »Ah!« rief er. »Die

Verräter! Ich habe gesehen, wie ihr gestern gegen meine Schiffe gekämpft habt!«

»So etwas hast du nicht sehen können, weil es gar nicht stimmt«, sagte ich.

»Mund halten!« befahl Gangor. »Es war idiotisch von euch, nach Japal zu kommen! Warum habt ihr versucht in die Stadt einzudringen? Aha – ich weiß schon! Ihr wolltet mich umbringen. Dafür werdet ihr sterben. Ich verurteile euch alle zum Tode, Bringt sie weg. Ich überlege mir später, wie sie sterben sollen.«

23

Wir wurden in ein Gewölbe unter dem Palast gesperrt, den jetzt Gangor bewohnte. Hier kettete man uns an die Wand, wobei der Wärter sehr grob mit uns umging. Er trug eine schwere Kette mit den Gefängnisschlüsseln um den Hals, und ehe er uns fesselte, versetzte er uns mehrere Schläge. Ich hätte dem Kerl am liebsten den Hals umgedreht.

Als wir endlich allein waren, merkte ich, wie niedergeschlagen Kandar war – und ich sagte ihm, er solle den Kopf hochnehmen; irgendwann müßten wir ja doch einmal sterben. Ich mußte immer wieder an Duare denken, die jetzt nie erfahren würde, was mir zugestoßen war.

»Mach dir keine Sorgen wegen deines Plans«, tröstete ich Kandar. »Das war eben Pech – wir konnten nichts dagegen tun.«

»Ich werde es mir trotzdem nie verzeihen«, sagte Kandar.

Einige Wochen vergingen. Ein Sklave brachte uns einmal am Tag etwas zu essen – sonst bekamen wir niemanden zu Gesicht. Schließlich ließ sich der

Wärter wieder blicken. Er war allein. Ich wich an die Wand zurück, als er hereinkam.

»Ich wollte euch nur sagen«, verkündete er, »daß ihr morgen früh an der Reihe seid. Ihr werdet geköpft...«

»Dabei müßte eigentlich *dein* fetter Kopf rollen!« sagte ich.

Kandar und Doran starrten mich erstaunt an.

»Hält's Maul!« brüllte der Wächter, »oder du bekommst wieder die Kette zu schmecken!«

»Verschwinde hier!« brüllte ich ihn an. »Du stinkst! Geh erst baden, ehe du dich wieder bei Edelleuten sehen läßt!«

Der Bursche war sprachlos vor Wut – doch wie ich es mir gewünscht hatte, ging er auf mich los – mit geschwungener Kette. So hatte ich es geplant, und so wurde es jetzt Wirklichkeit. Als ich ihn in Reichweite hatte, griff ich zu und würgte ihn mit beiden Händen. Er versuchte um Hilfe zu rufen, aber ich hatte ihm schon den Atem abgeschnürt, so daß er keinen Laut mehr herausbrachte. Aber niemand hinderte ihn, mit seiner Kette zuzuschlagen. Ich stieß ihn zu Kandar hinüber.

»Halte die Kette!« keuchte ich, »ehe er mich totschlägt.«

Kandar hielt die Kette fest, während ich weiter zudrückte. Dann war es vorbei.

Ich nahm ihm die Kette von der Schulter, öffnete meine Handfesseln und hatte auch bald meine Freunde befreit.

»Zuerst wußte ich nicht, was du wolltest«, sagte Doran, »als der Bursche dann aber an dich herantrat, ging mir ein Licht auf. Ein toller Trick.«

»Ja, aber was jetzt?«

»Jetzt können wir uns vielleicht ein wenig nützlich machen«, sagte Kandar. »Immerhin sind wir in diesem Palast geboren und aufgewachsen, und ich möchte wetten, daß wir ihn besser kennen als unser Vater. Du weißt ja, wie kleine Jungen im allgemeinen sind.«

»Und ihr wißt einen Ausweg?«

»Ja«, sagte Kandar, »aber da ist ein kleines Problem.«

»Und das wäre?«

»Es gibt einen Geheimgang, der von dem Palast zu einem Haus führt, das dicht an der Mauer steht. Im gleichen Haus beginnt ein Gang, der aus der Stadt hinausführt. Das Problem ist nun, daß dieser Gang im Schlafzimmer des Jong beginnt – und dort wird sich natürlich jetzt Gangor aufhalten.«

»Wir müssen eben warten, bis er weg ist«, sagte Doran.

»Können wir uns in das Schlafzimmer schleichen, ohne entdeckt zu werden?« fragte ich.

»Wir können es versuchen. Nach Einbruch der Dunkelheit müßte es zu schaffen sein.«

»Es ist jetzt dunkel«, sagte ich.

»Dann los!« sagte Doran.

Kandar führte uns vorsichtig durch einen dunklen Flur, eine Treppe hinauf, durch die Palastküche und durch mehrere Bedienstetenräume, bis wir schließlich einen großen Bankettsaal erreichten. Die japalischen Könige lebten offenbar nicht schlecht. In einer Ecke des Saales zeigte er uns eine kleine Tür, die hinter einem Wandteppich verborgen war.

»Durch diese Tür hat sich der Jong zurückgezogen, wenn es ihm zu langweilig wurde«, erklärte er.

Auf der anderen Seite begann ein enger Korridor. »Leise«, sagte Kandar. »Dieser Korridor führt zum Schlafzimmer des Jong. Wir müssen erst einmal feststellen, ob Gangor im Bett liegt.«

Lautlos schllichen wir voran und erreichten schließlich eine Tür, die Kandar vorsichtig einen

Spaltbreit öffnete. Der Raum dahinter lag im Dunkeln.

»Gangor hält wahrscheinlich mit einigen seiner Vertrauten ein Gelage«, flüsterte Kandar. »Kommt – aber seid leise!«

Wir krochen durch den dunklen Raum, der riesige Ausmaße zu haben schien. Plötzlich verlor ich etwas die Balance, so daß ich ein Bein ausstrecken mußte, um nicht umzufallen. Doch das war die falsche Bewegung im falschen Augenblick. Mein Fuß stieß gegen einen Tisch und stürzte ihn um. Das Poltern hätte einen Toten zum Leben erweckt, und sofort schrie auch jemand auf, und das Licht ging an.

Gangor saß zwei Schritte von uns entfernt auf seiner Lagerstätte und rief nach seinen Wachen. Auf einem Tisch neben ihm lag meine Pistole. Gangor hatte sie dem Wächter also fortgenommen; es wäre besser für ihn gewesen, wenn er es nicht getan hätte.

Kaum hatte ich die Waffe wieder an mich gebracht, als hinter uns die Tür aufsprang. Ein Dutzend Krieger kam herein. »Hier entlang!« sagte Kandar, und rückwärts schreitend näherten wir uns dem Tunneleingang.

»Bleibt stehen!« drohte ich und hob die Waffe. »Bleibt stehen oder ich bringe euch alle um!«

»Tötet sie!« kreischte Gangor. »Tötet sie alle!«

Ein Krieger ging zum Angriff über. Ich drückte auf den Abzug – doch nichts passierte. Zum erstenmal ließ mich meine Strahlenpistole im Stich – in einem Augenblick, da es um Leben und Tod ging.

Aber es gab genügend andere Gegenstände, die zwar nicht unbedingt als Waffe gedacht waren, die den Zweck aber erfüllen mochten. Ich packte eine kleine Bank und schleuderte sie dem angreifenden Krieger entgegen. Er ging zu Boden. Sofort begriffen auch Kandar und Doran, was sich aus dem Mobiliar des Schlafzimmers machen ließ.

Hinter ihnen waren einige Speere als Wanddekoration arrangiert. Ich riß sie herunter, so daß wir jetzt bewaffnet waren. Aber die Chancen standen nach wie vor sehr schlecht – wir waren nur zu dritt. Allerdings griff Gangor selbst nicht in den Kampf ein, sondern saß nur auf seinem Bett und brüllte Befehle. Ich sah, daß Kandar in seine Nähe zu kommen versuchte, und Doran und ich folgten ihm vorsichtig, wobei wir die Wand als Rückendeckung benutzten.

Ein Nahkampf mit Speeren ist ein Erlebnis, bei dem man wirklich seine fünf Sinne zusammennehmen muß. Zufällig hatte ich mir einen recht langen Speer gegriffen, was mir einen gewissen Vorteil verschaffte, den ich natürlich

ausnutzte; dabei diente mir ein kleiner Holztisch als Schild.

Auch Doran und Kandar hatten bereits einige Soldaten niedergestreckt, und die anderen schienen jetzt etwas von ihrer Angriffslust zu verlieren. Kandar hatte sich während des Kampfes immer näher an Gangor herangearbeitet, und als er jetzt seinen Speer aus dem Körper eines toten Gardisten gezogen hatte, wirbelte er herum und tötete den Führer der Revolution.

Jantor, Jong von Japal, war gerächt.

Noch mehr Krieger drängten sich in das Schlafzimmer, und die Situation wurde kritisch. Doch da waren von draußen laute Gongschläge und Trompetenstöße zu hören, und sofort ruhte der Kampf. Wir hoben lauschend die Köpfe.

24

»Das ist der Ruf zu den Waffen!« brüllte ein Soldat. »Die Stadt wird angegriffen!«

»Die Myposier sind wieder da«, sagte ein anderer. »Wer führt uns jetzt? Wir haben keinen Jong.«

»Ihr *habe* einen Jong!« rief ich. »Folgt Kandar! Er ist euer Jong!«

Sie zögerten einen Augenblick, dann sagte ein Krieger. »Kandar ist Jong von Japal – ich gehorche ihm. Wer kommt mit mir?«

Kandar nutzte die Unentschlossenheit der Männer und hastete auf die Tür zu. Doran und ich setzten uns ebenfalls in Bewegung. »Kommt!« befahl Kandar. »Auf die Mauern!« Und alle folgten ihm.

Die Truppe patrouillierte unter Kandars Kommando durch die Straßen der Stadt. Überall wurde gekämpft. Wir stellten bald fest, daß nicht die Myposier für den Angriff verantwortlich waren, sondern seltsam aussehende Krieger, die eine grüne Hautfarbe hatten und völlig haarlos waren – auf dem Kopf hatten sie nur einen kleinen

Fleischknoten. Sie kämpften mit Schwertern und langen Haken. Mit dem Haken fingen sie sich einen Gegner ein und zogen ihn zu sich heran, um ihn dann mit dem Schwert zu durchstoßen; oft genügte aber schon die scharfe Spitze des Hakens, um den Soldaten unschädlich zu machen.

Wäre meine Pistole in Ordnung gewesen, hätte mir dieser Kampf keine Sorgen gemacht – aber mit meinem langen Speer glaubte ich wenig ausrichten zu können. Allerdings hatte ich auch noch keine Zeit gehabt, die Strahlenwaffe näher in Augenschein zu nehmen, was ich jetzt hastig nachholte. Offensichtlich hatte jemand daran herumgespielt, der sich wahrscheinlich dafür interessierte, wie sie funktionierte. Zu meiner Freude stellte ich fest, daß nur eine Einstellung verändert war, und in Sekundenschnelle hatte ich das Problem aus der Welt geschafft. Als ich aufsah, merkte ich, daß ich gerade noch rechtzeitig fertig geworden war, denn in diesem Augenblick hatte ein großer grüner Teufel bereits seinen Haken nach mir ausgestreckt.

Ich war zunächst im Nachteil. Der Haken war bereits über meine Schulter geglitten und sollte in der nächsten Sekunde meinen Hals umfassen.

Es blieb keine Zeit mehr für einen überlegten Angriff – instinktiv tat ich das Richtige. Ich ging auf meinen Angreifer los. Wäre ich in die entgegengesetzte Richtung gesprungen, hätte ich mich an dem

Haken selbst aufgespießt; aber so brachte ich den Burschen in Verwirrung. Ich schlug mit der Linken sein Schwert beiseite und tötete ihn mit der Pistole.

Kandar und Doran waren vor mit in den Kampf verwickelt. Dabei stellte sich Kandar besonders geschickt an. Auch er hatte nur einen Speer zur Verfügung, den er dazu benutzte, den Haken beiseite zu schlagen, um dann auch den nachfolgenden Schwerthieb zu parieren. Auf diese Weise war er aber immer in die Verteidigung gedrängt, weil er seine Waffe nicht zum Angriff einsetzen konnte.

Ich erreichte ihn gerade, als sich ein zweiter Gegner auf ihn stürzen wollte. Ich setzte sofort meine Pistole ein, und beide Angreifer gingen zu Boden. Dann machte ich mich daran, die Reihen der Gegner systematisch zu bestreichen.

Plötzlich merkte ich, daß die Fremden vor und neben mir die Flucht ergriffen. Ich blickte zurück, doch ich war nur von diesen entsetzlichen Wesen umgeben. Sie hatten mich eingekreist und schleppten mich mit. Ich stolperte, und im Fallen wurde ich wieder hochgerissen und weitergezogen. Dann wurde mir die Pistole aus der Hand gezerrt, und ich war der fliehenden Armee hilflos ausgeliefert.

Ich wurde durch die Hauptstraße Japals und dann durch das Tor aus der Stadt getragen. Japals Männer nahmen sofort die Verfolgung auf und trieben die Angreifer immer weiter auf die

Ebene hinaus. Es war fast dunkel, als Kandars Leute umkehrten. Offensichtlich hatten sie meine Gefangennahme nicht bemerkt.

Bisher war ich zwischen zwei Kriegern gegangen. Während einer kleinen Rast wurde mir eine Schlinge um den Hals gelegt, und als es weiterging, führte man mich wie eine Kuh durch die Gegend.

Ich sah meine Pistole im Lendenschurz eines Kriegers, den ich im Auge zu behalten versuchte. Ich hoffte natürlich, ihm die Waffe wieder abzunehmen – aber das war die Hoffnung eines Verlorenen. Die Wesen waren so zahlreich, daß auch die Pistole wenig genützt hätte.

Ich war bedrückt. Mein Leben schien vom Unglück begleitet. An der Schwelle zur Freiheit hatte mich das Schicksal wieder in eine gefährliche Lage gebracht. Warum hatte ich auch versuchen müssen, diesen Kampf praktisch allein zu führen? Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich war ich ein wenig zu selbstbewußt geworden, was nach den zahlreichen überstandenen Gefahren vielleicht verständlich ist.

Wohin brachten mich diese Wesen? Welches Schicksal erwartete mich in ihrem Lager? Sie hatten kein Wort miteinander gewechselt, und ich überlegte gerade, ob sie vielleicht gar keine Stimme hatten, als sich einer der Fremden näherte. Er trug drei goldene Armringe und hatte den Schaft seines

Speeres ebenfalls mit Goldringen verziert. »Wie heißt du?« fragte er mich.

»Carson von der Venus«, erwiderte ich.

»Ich heiße Ka-at. Aus welchem Land kommst du?«

»Aus den Vereinigten Staaten von Amerika.« Ich beobachtete seine ungläubige Miene.

»Davon habe ich noch nie gehört«, sagte er. »Wie weit ist das von Brokol entfernt?«

»Ich habe noch nie von Brokol gehört«, erwiderte ich. »Wo liegt denn das?«

Er schaute mich unangenehm berührt an. »Alle kennen Brokol. Es ist das größte Imperium in Amtor. Es liegt vierzig Kobs von hier auf der anderen Seite der Berge.« Das war eine Entfernung von etwa hundertundsechzig Kilometern.

»Dann ist mein Land zehn Millionen vierhunderttausend Klookob von Brokol entfernt«, sagte ich, nachdem ich überschlägig umgerechnet hatte.

»Solche Entfernungen gibt es nicht«, erwiderte Ka-at. »Du lügst mich an – und das verschlimmert selbstverständlich deine Lage.«

»Ich lüge nicht«, sagte ich. »Das ist die geringste Entfernung zwischen meinem Land und Brokol; manchmal ist es sogar noch weiter entfernt.«

»Du bist der größte Lügner, der mir jemals begegnet ist«, sagte er. »Wie viele Menschen leben in deinem Land?«

»Du würdest es mir doch nicht glauben.«

»Sage es trotzdem. Ist wahrscheinlich nur ein kleines Land. Weißt du, wie viele Einwohner Brokol hat – fünfzigtausend!« Anscheinend erwartete er, daß ich jetzt vor Ehrfurcht erstarrte.

»Oh, wirklich?« sagte ich. »In meinem Land leben etwa zweihundert Millionen Menschen.«

»Ich habe dir gesagt, daß du die Wahrheit sagen sollst! So viele Menschen gibt es in Amtor nicht.«

»Mein Land liegt nicht auf Amtor.«

»Machst du dich über mich lustig?« fragte er drohend und sein Gesicht wurde dunkelgrün.

»Ganz und gar nicht«, versicherte ich ihm. »Warum sollte ich dich anlügen? Meine Heimat liegt auf einer anderen Welt. Wenn Amtor nicht von Wolken umgeben wäre, könntest du sie in der Nacht wie einen kleinen Feuerball sehen.«

»Du bist der größte Lügner auf der Welt.«

Ich lasse mich nicht gern einen Lügner schimpfen – aber was wollte ich tun? Auch hatte sich ein ehrfürchtiger Unterton in seine Stimme eingeschlichen, der die Bemerkung fast zu einem Kompliment werden ließ.

»Ich begreife nicht, warum du an meinen Worten zweifelst«, sagte ich. »Du hast doch sicher auch noch nie von Vepaja oder Havatoo oder Korva gehört – obwohl diese Länder hier in Amtor existieren.«

»Wenn du uns zu diesen Ländern führen kannst, von denen wir noch nicht gehört haben, wirst du vielleicht nicht der Loto-El-Ho-Ganja geopfert. Aber sie oder Duma solltest du lieber nicht anlügen.«

Loto-El-Ho-Ganja bedeutet wörtlich übersetzt »Höchste-Mehr-als-Frau.« Bisher hatte noch keines der Völker mit denen ich auf der Venus in Berührung gekommen war, religiöse Interessen gezeigt, doch die Erwähnung des Opfers schien mir darauf hinzudeuten, daß es sich bei der Dame um eine Göttin handeln mochte.

»Ist Loto-El-Ho-Ganja eure Vadjong?« fragte ich. Vadjong bedeutet Königin.

»Nein«, erwiderte Ka-at. »Sie ist keine Frau – sie ist mehr als eine Frau. Sie wurde nicht von einer Frau geboren und hing auch nicht an einer Pflanze.«

»Sieht sie wie eine Frau aus?«

»Ja«, sagte er, »aber ihre Schönheit ist so vollkommen, daß sterbliche Frauen neben ihr wie wilde Tiere wirken.«

»Und Duma?« fragte ich. »Wer ist Duma?«

»Er ist unser Jong – der mächtigste Jong in Amtor. Du wirst ihn sicher kennenlernen – und wahrscheinlich auch Loto-El-Ho-Ganja. Sie werden einen Lügner wie dich sehen wollen – zumal auch deine Augen und Haare eine einzige Lüge sind. So etwas gibt es doch gar nicht!«

»Deine Argumente sind umwerfend«, sagte ich.

25

Ich muß sagen, daß ich nach diesem Gespräch auf Brokol und auf die schöne Frau neugierig war, und ließ mich also willig führen.

Die Brokolier waren während des Marsches bemerkenswert schweigsam. Ich fand es sympathisch, daß sie kein überflüssiges Wort sagten und sich mit mir und untereinander hauptsächlich durch Zeichen verständigten. Dadurch hatte ich viel Zeit zum Nachdenken, und meine Gedanken kreisten natürlich nicht nur um Duare, sondern auch um die seltsamen Bemerkungen, die Ka-at gemacht hatte. Was hieß es, wenn Loto-El-Ho-Ganja niemals von einer Pflanze gehangen hatte? Wie sollte ich Ka-ats Worte verstehen?

Die Brokolier hatten nur ihre gekrümmten Speere, Schwerter und kleine Beutel mit Nahrungsmitteln bei sich; ansonsten lebten wir von den Früchten des Landes. Wir kamen auch ziemlich schnell voran. Am Morgen des fünften Tages erreichten wir einen Paß, und vom Kamm der Berge erblickte ich eine Stadt, die sich auf einem fruchtbaren Hochland erhob.

Die Gruppe blieb einen Augenblick stehen und verbeugte sich dreimal zur Stadt hin. Da die Wesen ziemlich dicht zusammenstanden, war endlich die Gelegenheit gekommen, auf die ich gewartet hatte. Ich schob mich hinter den Krieger, der meine Pistole an sich genommen hatte, und als er sich verbeugte, stieß ich ihn leicht an und nahm ihm die Pistole ab. Ich versteckte sie in meinem Lendentuch.

Ich wußte nicht, wann ich die Waffe einmal brauchen konnte, zumal ich nicht hoffen konnte, mich jemals aus einer Stadt voller Feinde freizukämpfen. Trotzdem war es irgendwie beruhigend, die Pistole bei mir zu haben.

Wie ich später erfuhr, hatte die Zeremonie am Paß eine ganz bestimmte religiöse Bedeutung. Für die Brokolier ist Brokol eine heilige Stadt, weil sie den Haupttempel der Loto-El-Ho-Ganja enthält. Die Einwohner der kleineren Siedlungen kamen in die Stadt, um ihre Opfer darzubringen.

Wir marschierten schließlich weiter und erreichten nach kurzer Zeit die Stadt. Ich werde mir die Einzelheiten unseres Einmarsches an dieser Stelle sparen; jedenfalls war es kein Triumph für Ka-at, der kaum Beute und nur einen einzigen Gefangenen mitbrachte.

Ich wurde auf einem öffentlichen Platz in einen Käfig gesperrt. Eine Anzahl ähnlicher Käfige stand hier zusammen, aber nur der benachbarte

Käfig war im Augenblick besetzt. Der andere Gefangene war ein Mensch wie ich. Die Passanten interessierten sich kaum für uns. Nur gelegentlich blieb einer stehen, starrte uns an oder ärgerte uns mit einem Stock.

»Du siehst nicht wie ein Brokol aus«, sagte der Mann nebenan. »Aber du bist so schweigsam wie einer. Als ich dich ankommen sah, habe ich mich auf ein wenig Gesellschaft gefreut. Ich wollte mich unterhalten. Ich fürchtete schon, meine Stimme zu verlieren.«

»Es tut mir leid«, sagte ich. »Ich unterhalte mich gern mit dir.«

Darüber freute er sich sichtlich. »Ich heiße Jonda«, sagte er.

»Und mein Name ist Carson.«

»Ich komme aus Tonglap.«

»Und ich aus Korva.« Ich hielt es für sinnlos, ihm die Lage der Vereinigten Staaten von Amerika zu erklären. Niemand auf Amtor konnte das verstehen.

»Davon habe ich noch nie gehört«, erwiderte er. »Tonglap liegt in dieser Richtung.« Und er zeigte nach Norden. »Ich bin ein Vookor in der Armee meines Landes.« Wörtlich übersetzt bedeutet Vookor

Dolch – aber im Sprachgebrauch ist es der Titel eines Offiziers, der hundert Leute kommandiert.

Der Tag verging sehr langsam, und meine Stimmung wurde nicht besser. Hier vegetierte ich in einem Käfig in einem fremden Land dahin, während mein Flugzeug beschädigt in einer Bucht bei Japal lag und während Duare sich in Timal aufhielt. Wie lange würde sich das wilde Volk friedlich verhalten, fragte ich mich. Ich begann die Hoffnung zu verlieren, denn es schien unmöglich, daß wir jemals wieder zusammenkamen, geschweige denn Korva erreichten.

Jonda hatte mir erzählt, daß wir jeden Augenblick geholt werden konnten, um der Loto-El-Ho-Ganja als Opfer dargebracht zu werden. »Wie ich gehört habe«, sagte er, »trinkt sie entweder das Blut der Opfer oder badet sich darin.«

»Ich habe gehört, sie soll sehr schön sein«, sagte ich. »Hast du sie schon gesehen?«

»Nein, und das will ich auch nicht. Es ist ganz und gar nicht gut für den Gesundheitszustand, wenn sich Loto-El-Ho-Ganja für einen interessiert. Hoffen wir, daß sie nie von uns hört.«

Nach einigen Wochen wurden Jonda und ich aus den Käfigen geholt und zur Arbeit geschickt. Wir mußten ein ovales Feld säubern, das in der Art einer spanischen Stierkampfarena von Tribünen

umgeben war. Es gab zwei große Tore und eine Anzahl kleiner Türen in der Holzwand, die die Arena umgab.

Ich fragte Jonda, ob es denn gar keine Sklaven in der Stadt gäbe, und er erwiderte, daß Ka-at eigentlich Sklaven hätte beschaffen sollen, daß er diese Aufgabe jedoch nicht gelöst hätte. »Wahrscheinlich hat man ihm schon den Kopf abgeschlagen.«

»Mund halten!« schnappte einer der Wächter.

Als wir uns wieder an die Arbeit machten, kamen sechs Krieger in die Arena und näherten sich uns. »Der Jong will die beiden sehen«, sagte der Anführer.

Wir wurden zum Palast geführt, wobei wir durch eine Art Obstgarten kamen. Die Bäume schienen jeweils nur zwei oder drei Früchte zu tragen. Der Garten wurde schwer bewacht.

Als wir zwischen den Bäumen hindurchgingen, stellte ich zu meiner Verblüffung fest, daß die von den Ästen hängenden Früchte in Wirklichkeit winzige Brokolier waren, die an Stielen hingen. Dadurch wurde einiges erklärt – vor allem der kleine Fleischknoten auf den Köpfen dieser Wesen. Das war die Stelle, an der der Stiel sich gelöst hatte. Auch verstand ich jetzt Ka-ats Bemerkung, daß

Loto-El-Ho-Ganja nie von einer Pflanze gehangen hätte.

Die kleinen Brokolier hatten voll ausgebildete Köpfe. Die meisten schwankten nur leise im Wind hin und her; einige bewegten Arme und Beine und klagten leise vor sich hin.

Jonda deutete auf eines dieser Wesen und sagte: »Fast schon reif. Der Bursche fällt bald ab.«

»Mund halten!« schnappte der Wächter. Unsere Gespräche mit den Brokoliern schienen sich im wesentlichen auf diese beiden Worte zu beschränken.

26

Wir wurden in den Thronsaal geführt, der reich geschmückt war mit Bildern von Kampfszenen und Heldenataten der Brokolier. Zwischen den Wandteppichen hingen Schwerter und Speere an den Wänden und daneben zahlreiche Schädel von erjagten Tieren.

Duma saß auf einer geschnitzten Bank auf einem Podest, das mit Fellen ausgelegt war. Er war ein großer Mann und wirkte nicht minder abstoßend als seine Untergebenen; er war mit Armringen, Broschen und Knöchelringen behangen. Eine Brokolierin, die erste Frau, die ich hier zu Gesicht bekam, saß neben ihm. Auch sie trug zahlreiche Schmuckstücke. Ich erfuhr später, daß sie die Vadjong Dua war.

»Welcher ist der Sklave aus Japal?« fragte Duma. »Ah ja, das muß der mit dem gelben Haar und den grauen Augen sein. Ka-at hat nicht gelogen. Hast du ihm gesagt, du kämst aus einem Land, das zehn Millionen vierhunderttausend Kobs entfernt ist?«

»Ja, und mein Land hat zweihundert Millionen Einwohner.«

»Ka-at hat also nicht gelogen«, stellte er fest.

»Ich aber auch nicht«, sagte ich.

»Mund halten«, rügte mich Duma. »Du redest zuviel. Könntest du eine Expedition anführen, die aus deinem Land reiche Beute und Sklaven bringt?«

»Natürlich nicht«, erwiderte ich. »Wir kämen niemals ans Ziel. Auch ich kann nicht mehr in mein Land zurück.«

»Du bist wirklich der größte Lügner der Welt«, sagte Duma und wandte sich an Jonda. »Und woher kommst du?«

»Aus Tonglap.«

»Und wie viele Einwohner hat Tonglap?«

»Ich habe sie nie gezählt, aber es sind bestimmt zehnmal mehr als in Brokol.«

»Noch ein Lügner«, sagte Duma. »Brokol ist das größte Land der Welt. Kannst du meine Krieger nach Tonglap führen?«

»Ich kann es, aber ich will es nicht«, erwiderte Jonda. »Ich bin kein Verräter.«

»Mund halten!« sagte Duma und wandte sich an einen Offizier. »Den Sklaven von Tonglap bringst du wieder in seinen Käfig. Den anderen möchte Loto-

El-Ho-Ganja sprechen. Sie hat noch nie einen Mann mit gelbem Haar und grauen Augen gesehen.«

Jonda wurde abgeführt. Einige Männer mit Federkopfschmuck traten vor und begleiteten mich aus dem Thronsaal des Jong Duma.

»Wenn du zu Loto-El-Ho-Ganja kommst«, sagte der Anführer der prunkvoll ausstaffierten Gardisten, »muß du dich siebenmal verbeugen. Du darfst nicht sprechen, wenn du nicht gefragt bist – und du darfst nur Fragen beantworten. Du darfst keine eigenen Fragen stellen oder ungehörige Bemerkungen machen.«

Loto-El-Ho-Ganja hatte einen eigenen Thronsaal in einem Tempel, der dicht am Palast steht. Ich sah viele Brokolier, die ihr Opfer darbrachten – Nahrungsmittel, Kleider und Schmuckstücke. Offensichtlich ging es der brokolischen Kirche nicht schlecht.

Die Göttin saß auf einem goldenen Thron, neben dem Dumas Bank wie ein Melkschemel wirkte. Sie war von einigen Männern umgeben, die ähnlich gekleidet waren wie meine Eskorte. Das waren die Priester.

Loto-El-Ho-Ganja sah wirklich nicht übel aus. Sie war keine Brokolierin, sondern ein Mensch wie ich. Sie hatte schwarzes Haar und schwarze Augen und eine sehr helle Haut mit einem leichten Anflug von

Olivtönung. Wenn sie auch nicht wirklich schön war, so war sie doch apart und interessant – und sie machte einen sehr intelligenten Eindruck.

Als ich mich siebenmal verbeugt hatte, musterte sie mich lange Zeit schweigend. »Wie heißt du?« fragte sie dann. Sie hatte eine liebliche Altstimme, und ich konnte mir gar nicht vorstellen, daß diese Frau menschliches Blut trank oder darin badete.

»Ich bin Carson von Amtor, Tanjong von Korva«, erwiderte ich.

»Und wo liegt Korva?«

»Im Süden.«

»Und wie weit im Süden?«

»Ich weiß es nicht genau – mehrere tausend Klookob.«

»Hast du Ka-at nicht erzählt, dein Land sei zehn Millionen Vierhunderttausend Kobs von Brokol entfernt?« fragte sie. »Welche dieser Angaben ist denn nun gelogen?«

»Ich habe nicht gelogen. Korva ist nicht meine wirkliche Heimat; die liegt tatsächlich zehn Millionen vierhunderttausend Klookob entfernt.«

»Und wie heißt sie?«

»Die Vereinigten Staaten von Amerika.«

Sie runzelte nachdenklich die Stirn, und ein verwirrter Ausdruck trat in ihre Augen. Sie schien sich zu bemühen, eine vergrabene Erinnerung ans Tageslicht zu holen – doch dann schüttelte sie müde den Kopf.

»Die Vereinigten Staaten von Amerika«, wiederholte sie leise. »Würdest du mir etwas von deinem Land erzählen? Ich wüßte nicht, was du davon hättest, wenn du mich anlügenst. Komm«, sagte sie und stand auf. »Ich möchte allein mit diesem Mann sprechen«, wandte sie sich dann an ihre Priester. »Ihr seid entlassen.«

»Aber Loto-El-Ho-Ganja!« protestierte der Mann. »Das ist gefährlich! Er ist ein Feind!«

Sie richtete sich auf. »Ich bin Loto-El-Ho-Ganja und weiß alles. Ich habe in die Augen dieses Mannes geschaut und in seine Seele, und ich weiß, daß er mir nicht schaden will.«

»Aber...«

»Du hast meinen Befehl gehört, Ro-ton«, sagte sie scharf. »Möchtest du als Hohepriester meine Autorität anzweifeln?«

Der Mann zog sich zurück, und die anderen folgten ihm, während mich Loto-El-Ho-Ganja zu einer kleinen Tür führte.

Ihr Thronsaal war reich geschmückt – aber der Zierrat entsetzte mich doch etwas: Reihen von Menschenschädeln mit gekreuzten Knochen darunter; zweifellos die Schädel von Menschenopfern.

Der kleine Raum, in den sie mich führte, war nur spärlich möbliert. Als wir uns gesetzt hatten, stellte sie mir etwa die gleichen Fragen wie Duma – und ich gab die gleichen Antworten. Dann bat sie mich zu erklären, wie es eine andere Welt außer Amtor geben könne, und ich beschrieb ihr das Sonnensystem.

»Sonne, Planeten, Monde«, sagte sie nachdenklich. »Monde und Sterne.«

Ich hatte das Wort »Sterne« noch nicht erwähnt und wunderte mich, daß sie es kannte.

»Ehe ich zu dir gebracht wurde«, sagte ich, »befahl man mir, den Mund zu halten und keine Fragen zu stellen.«

»Und du möchtest mir eine Frage stellen?«

»Ja.«

»Du darfst. Ro-ton und die anderen Priester wären allerdings schockiert«, fügte sie hinzu und zuckte lächelnd die Achseln.

»Woher kennst du Sterne?«

Sie sah mich überrascht an. »Sterne! Was weiß ich über die Sterne? Ich bin Loto-El-Ho-Ganja. Das

beantwortet deine Frage. Ich weiß nicht, wieso ich von den Sternen weiß. In meinem Geist befinden sich viele Erinnerungen, aber die meisten sind nur sehr vage und bruchstückhaft. Ich bemühe mich, sie zusammenzufügen, aber ich schaffe es nicht.«

»Du bist keine Brokolierin«, sagte ich. »Sag mir, wie du hierhergekommen bist – eine lebende Göttin in einer fremden Welt.«

»Ich weiß es nicht«, sagte sie. »Gerade daran kann ich, mich nicht mehr erinnern. Plötzlich saß ich irgendwann hier auf dem Tempelthron. Ich verstand nicht einmal die Sprache dieser Leute. Sie mußten sie mir beibringen. Während ich sie lernte, erfuhr ich, daß ich eine Göttin bin und daß ich aus den Feuern stieg, die Amtor umgeben. Mein voller Titel ist Loto-El-Ho-Ganja Kum O Raj, die Höchste-Mehr-als-Frau-aus-dem Feuer, aber die Bezeichnung ist zu lang und wird nur bei offiziellen Anlässen verwendet. Ro-ton und einigen anderen gestatte ich es, mich in privatem Gespräch Loto zu nennen. Auch du«, fügte sie großzügig hinzu, »darfst mich Loto nennen, wenn wir allein sind.«

Ich hatte das Gefühl, mit dieser Göttin recht gut zurecht zu kommen, die ich nun schon beim Vornamen nennen durfte. Ich hoffte nur, daß ich auch soweit auf ihre Sympathie rechnen konnte, daß sie nicht mein Blut trinken wollte.

»Ich werde dich Carson nennen«, sagte sie. »Ich verstehe so viele Dinge nicht; auch ist es mir unverständlich, wieso ich mich gleich vom ersten Augenblick so zu dir hingezogen fühle. Ich glaube, das begann in dem Augenblick, als du ›Vereinigte Staaten von Amerika‹ sagtest – das schien irgend etwas in mir anzusprechen. Ich weiß nicht warum. Vereinigte Staaten von Amerika!« Sie flüsterte die Worte, und in ihren Augen stand ein seltsamer Ausdruck, als wäre sie weit von hier.

Im nächsten Augenblick klopfte es an die Tür, und Ro-ton erschien auf der Schwelle.

»Habe ich nicht gesagt, daß wir allein gelassen werden wollen?« fragte die Göttin mit einer gewissen Schärfe.

»Ich komme gerade von Duma«, sagte Ro-ton. »Er möchte der Loto-El-Ho-Ganja ein Opfer darbringen.« Bei diesen Worten starrte er mich an, und sein Gesichtsausdruck war alles andere als angenehm.

»Wenn er darauf besteht, akzeptiere ich das«, sagte Loto. »Aber ich behalte mir das Recht vor, mein Opfer zu wählen.« Und sie sah Ro-ton so bedeutungsvoll an, daß sich sein Gesicht dunkelgrün verfärbte. »Wahrscheinlich wird es sich dabei um jemand handeln, der meine Befehle mißachtet.«

Ro-ton verschwand und schloß die Tür hinter sich, während Loto ungeduldig mit der Fußspitze wippte. »Er macht mich manchmal rasend!« sagte sie. »Sobald ich für eine Person Interesse zeige, läuft er sofort zu Duma und bringt den Jong dazu, diesen Menschen als Opfer auszusuchen. Ich

werde wohl bald die Geduld verlieren und Ro-ton selbst als Opfer aussuchen. Das wäre natürlich eine große Ehre für den Hohepriester, die dieser aber kaum schätzen dürfte.«

»Ist es wahr, daß du das Blut der Menschenopfer trinkst?« fragte ich.

Sie starrte mich ärgerlich an: »Du bist anmaßend! Du nutzt meine Freundlichkeit aus, um hinter die heiligen Geheimnisse des Tempels zu kommen!«

»Es tut mir leid«, sagte ich und stand auf. »Dann muß ich jetzt wohl gehen.«

»Setz dich!« fuhr sie mich an. »Ich sage, wann du gehen darfst! Hast du kein Benehmen?«

»Ich hatte bisher noch nicht die Ehre, mit einer Göttin zu sprechen, und weiß daher nicht, wie ich mich verhalten muß.«

»Erzähle mir mehr über die Vereinigten Staaten von Amerika. Hat dieses Land viele Städte?«

»Tausende.«

»Und sind sie so groß wie Brokol?«

»Die meisten sind sogar größer. Eine hat fast neun Millionen Einwohner.«

»Und wie heißt diese Stadt?«

»New York.«

»New York«, wiederholte sie nachdenklich. »New York. Es kommt mir fast vor, als hätte ich diesen Namen schon einmal gehört.«

Wieder wurden wir unterbrochen. Ein Priester klopfte und verkündete, daß Duma, der Jong, zum Tempel käme, um der Loto-El-Ho-Ganja seinen Respekt zu erweisen. Loto blickte ärgerlich auf, sagte aber: »Wir werden ihn empfangen. Rufe die Priester in der Heiligen Kammer zusammen.« Als der Priester gegangen war, wandte sie sich wieder an mich. »Ich kann dich hier nicht allein lassen«, sagte sie. »Du mußt mitkommen.«

Wir gingen in den Thronsaal, den sie als Heilige Kammer bezeichnet hatte. Loto wies mich an, an der Wand Aufstellung zu nehmen, und setzte sich auf den Thron. Unter der Führung Ro-tons marschierten die Priester herein.

Dann waren Trommelwirbel zu hören, die langsam näher kamen; schließlich trat Duma ein, gefolgt von hundert Offizieren. Sie blieben vor der Empore stehen und verbeugten sich siebenmal. Duma stieg auf die Empore und setzte sich auf die niedrige Bank neben Loto-El-Ho-Ganja. Alle anderen blieben stehen. Es war totenstill.

Nun folgte ein Ritual, bei dem Duma alle paar Sekunden aufstand und sich verbeugte. Als das geschafft war, begann die Unterhaltung, von der ich jedes Wort verstehen konnte.

»Ro-ton sagt mir, du hättest mein Opfer abgelehnt. Das ist bisher noch nie geschehen.«

»Ich habe es nicht abgelehnt«, erwiderte Loto. »Ich habe gesagt, daß ich es auswählen würde.«

»Das kommt auf das gleiche heraus«, sagte Duma. »Ich möchte mein Opfer selbst aussuchen.«

»Das kannst du auch«, sagte Loto. »Aber ich habe ein Recht, es abzulehnen. Du scheinst zu vergessen, daß ich Loto-El-Ho-Ganja Kum O Raj bin.«

»Und du scheinst zu vergessen, daß ich der Jong von Brokol bin!« erwiderte Duma.

»Für eine Göttin ist ein Jong ein Sterblicher wie jeder andere«, sagte Loto. »Wenn du keine anderen Wünsche hast, gestatte ich dir, dich zurückzuziehen.«

Duma war außer sich vor Wut. »Ein Jong hat Krieger und kann seinen Wünschen Nachdruck verleihen.«

»Du drohst mir?« fragte Loto.

»Ich verlange, daß ich mein Opfer selbst aussuchen kann!« brüllte Duma.

»Bitte sehr.«

»Nun gut – ich biete dir den Sklaven Carson dar, mit dem du stundenlang allein gesprochen hast – in Verletzung aller heiligen Tempeltraditionen.«

»Dieses Opfer lehne ich ab«, sagte Loto.

Duma sprang auf. »Bringt den Sklaven in seinen Käfig zurück!« brüllte er. »Ich werde mich später um diese Frau kümmern. Zunächst erkläre ich, daß sie keine Göttin mehr ist, sondern daß ich – Duma – ein Gott bin. Alle, die mich als Gott anerkennen, sollen sich siebenmal verbeugen.«

Mehr bekam ich nicht zu hören, weil ich aus dem Saal gezerrt und wieder in meinen Käfig gebracht wurde. Jonda starre mich entsetzt an, als ich ihm von den Ereignissen berichtete. Er sagte, daß ich jetzt nicht mehr lange zu leben hätte. »Das kommt davon, wenn man sich mit Göttinnen und Jongs einläßt.«

»Ich wäre sowieso umgebracht worden«, sagte ich. »Ich frage mich nur, ob das Volk es hinnehmen wird, daß er Loto-El-Ho-Ganja verstoßen hat.«

»Wenn ein Jong viele Krieger hat, nimmt ein Volk alles hin«, sagte Jonda.

»Loto-El-Ho-Ganja schien mir allmächtig zu sein. Die Priester waren wirklich ehrerbietig, bis Duma die Beherrschung verlor.«

»Sieh!« rief Jonda. »Wen bringen sie denn da? Ich habe noch nie eine Frau hier gesehen!«

Ich wich entsetzt zurück. »Aber das ist Loto-El-Ho-Ganja«, sagte ich.

»Also ist Duma jetzt wirklich ein Gott.«

Zwei Krieger eskortierten Loto-El-Ho-Ganja, ohne sie zu berühren. Vielleicht waren sie trotz allem der Meinung, daß sie eine Göttin war, die man nicht verärgern durfte.

Sie kamen auf unsere Käfige zu, öffneten meine Tür und stießen sie zu mir herein.

28

Mein abenteuerliches Leben hat mir schon manches Erlebnis beschert – aber noch nie war ich über Nacht mit einer Göttin in einem Käfig eingeschlossen. Loto schien verwirrt zu sein. Sie schien ihren Sturz vom Olymp noch nicht ganz begriffen zu haben.

»Was ist geschehen?« fragte ich.

»Das ist das Ende«, sagte sie. »Gott sei Dank – das ist das Ende.«

Sie sprach Amtorisch – nur das Wort »Gott« war eindeutig dem Englischen entlehnt. Woher kannte sie das englische Wort? Auf meine Frage starzte sie mich nur verwirrt an und sagte, daß sie es nicht wüßte.

»Warum ist das das Ende, Loto?« fragte ich.

»Er hat mich zum Tode verurteilt – und dich und deinen Freund hier auch. Ich, die ich nicht sterben kann, soll sterben! Ich wünschte, ich könnte euch helfen.«

»Du hast es versucht, Loto«, sagte ich leise. »Aber warum – es hat dich das Leben gekostet!«

»Du hast mir gefallen«, sagte sie. »Eine Macht, die ich nicht begreife, beeinflußte mich.«

Wir unterhielten uns noch bis tief in die Nacht hinein. Ich hörte seltsame Dinge über das Volk der Brokolier – zum Beispiel, daß sie weißes Blut haben und daß sie kein Fleisch essen, sondern nur das warme Blut von Tieren trinken.

Ich erkundigte mich nach den winzigen Brokolliern, die ich an den Bäumen gesehen hatte, und erfuhr, daß die Brokolierinnen kleine nußähnliche Eier legen, die in den Boden gepflanzt werden. Daraus entstehen Bäume, an denen nach einigen Jahren die Früchte wachsen, die mir aufgefallen waren. Wenn die kleinen Brokolier reif sind, fallen sie ab und müssen eingefangen und gezähmt werden.

Jede Familie hat ihren eigenen Garten, der wegen der Guypals und anderer Raubtiere gut bewacht werden muß, damit die Sterblichkeitsrate nicht noch mehr steigt. Aber da die Frauen außerordentlich fruchtbar sind, besteht die Gefahr einer Ausrottung nicht.

In einer Gesprächspause rief Loto plötzlich: »Ich habe kein Menschenblut getrunken! Als Loto-El-Ho-Ganja Kum O Raj konnte ich dir das nicht sagen – aber jetzt kann ich offen sprechen.«

»Irgendwie habe ich auch nicht angenommen, daß du Blut trinken würdest«, sagte ich. »Aber ich bin froh, daß du es mir noch einmal bestätigst.«

»Nein«, sagte sie, »Ro-ton, Duma und einige der wichtigeren Priester haben das Blut getrunken, und nur ihr Blutdurst brachte sie dazu, Menschenopfer zu verlangen, obwohl Sklaven doch so wertvoll sind. Die meisten Opfer waren Brokolier, die irgendwie den Unwillen Dumas oder Ro-ton erregt hatten. Aber für deren Blut interessierte sich niemand. Ich habe nicht einmal die Opfer selbst getötet. Ich war nur dabei und habe die Gesänge angestimmt – aber die Priester machten das Volk glauben, ich tränke das Blut. Sie glaubten, daß die Brokolier Angst vor ihrer Göttin haben müßten, damit sie sie besser unter Kontrolle halten konnten. Aber darüber spreche ich nicht gern. Erzähl mir mehr über die Vereinigten Staaten und über New York... New York... New York...« Sie flüsterte den Namen langsam und zog ihn in die Länge, und ihr Blick warträumerisch ins Weite gerichtet. Dann rief sie plötzlich: »Betty! Betty!« Sie war sehr aufgeregt. »Anrufen – Betty anrufen! Ich hab's gleich! O Gott, gleich hab' ich's! Brooklyn! Ja, das ist es, Brooklyn!« Dann sank sie bewußtlos zur Seite. Ich versuchte sie zu wecken, aber sie reagierte nicht.

Ich war völlig durcheinander. Was wußte sie von Brooklyn? Ich hatte zwar von New York gesprochen,

aber von Brooklyn hatte ich nichts gesagt. Und verhört hatte ich mich auch nicht – sie hatte deutlich »Brooklyn« gesagt. Und was sollte das – *anrufen*? Wenn sie wieder zu Bewußtsein kam, mußte ich sie genau befragen. Vielleicht war ich nicht der einzige Mensch, der zur Venus gekommen war. Vielleicht hatte sie einen Gefangenen von der Erde gehabt, mit dem sie gesprochen hatte. Ich mußte es herausfinden!

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, war ich allein in dem Käfig, dessen Tür nach wie vor verschlossen war!

29

Ich weckte Jonda, der jedoch nichts wußte. Er war ebenso verblüfft wie ich. Irgendwie hatte ich das Gefühl, Loto niemals wiederzusehen, und auch heute noch glaube ich, daß das Geheimnis ihres Verschwindens niemals gelöst werden wird.

Am späten Vormittag wurde es auf dem Platz lebendig. Zahlreiche Brokolier verschwanden in der Stierkampfarena, in der Jonda und ich einmal gearbeitet hatten. Unterwegs blieben viele einen Augenblick stehen und musterten uns interessiert.

Dann wurden wir geholt. Unsere Eskorte bestand aus mehreren Dutzend Kriegern, die sich über das Verschwinden Lotos nicht wenig aufregten. Sie merkten natürlich sofort, daß das Schloß meines Käfigs unberührt war, und meine Ahnungslosigkeit verwirrte sie noch mehr.

Wir wurden in die Arena geführt, die bis zum letzten Platz besetzt war; allerdings war es außerordentlich leise. Kaum jemand unterhielt sich, niemand rief zu uns herunter. Es war irgendwie unheimlich.

Jonda und ich standen in der Mitte der Arena. Der Anführer unserer Eskorte sprach mit Duma, der mich zu sich rief.

»Was ist aus der Frau geworden?« fragte er.

»Das ist eine sehr dumme Frage«, sagte ich.

Seine Gesichtsfarbe verdunkelte sich.

»Du mußt wissen«, sagte ich, »daß du eine Göttin nicht einfach einsperren kannst. Ich kann natürlich nur vermuten, daß sie dich und Ro-ton für die üble Behandlung strafen wird. Es war sehr dumm von euch, die Höchste-Mehr-als-Frau-aus-dem-Feuer so zu beleidigen.«

»Ro-ton ist daran schuld«, sagte Duma.

Ro-ton starrte unbehaglich in die Runde. »Aber du wolltest der Höchste-Mehr-als-Mann-aus-dem-Feuer sein«, platzte er heraus. »Das war *dein* Wunsch! Wenn sie zurückkommt, wird sie wissen, wer an der Sache schuld ist.«

»Das haben Göttinnen so an sich«, sagte ich. »Man kann sie nicht zum Narren halten.«

»Bringt ihn weg!« rief Duma. »Ich mag ihn nicht.«

»Ich glaube, da kommt sie schon«, sagte ich und starrte in die Luft.

Sofort taten es mir Duma, Ro-ton und einige Umsitzende nach – aber natürlich erschien Loto-

El-Ho-Ganja Kum O Raj nicht. Doch mir war es gelungen, den Jong und seinen Hohenpriester zu erschüttern, und das war genug. Allerdings hätte es mich wenig überrascht, wenn das Mädchen, das auf so geheimnisvolle Weise aus meinem Käfig verschwunden war, jetzt plötzlich mit flammendem Schwert erschienen wäre. Aber niemand kam, und so wurde ich wieder in die Arena geschafft.

Jonda hatte Humor – er verbeugte sich siebenmal vor mir. Die Brokolier hatten für diese Geste allerdings wenig Verständnis – sie zischten empört.

Zwei Krieger erschienen und reichten uns je einen gekrümmten Speer und ein Schwert, während gleichzeitig Trommeln erklangen. »Seht zu, daß ihr einen guten Kampf liefert«, sagte er.

Als sich die Krieger in Sicherheit gebracht hatten, wurde eine kleine Tür geöffnet, und sechs haarige Wilde stürzten heraus; Kannibalen der niedrigsten Entwicklungsstufe. Sie hatten keine Kleidung, waren aber mit Steinschleudern und primitiven Bögen bewaffnet.

Diese Nobargans – wie sie auf amtorisch genannt wurden – kamen knurrend auf uns zu. Wenn sie ihre Schlingen richtig einzusetzen verstanden, waren wir verloren, denn dann kamen wir mit unseren Haken nicht nahe genug an die Burschen heran.

Ich ließ meinen Haken fallen und zog die Pistole, wobei ich mit dem Schwert die Wurfgeschosse der Wilden abwehrte. Jonda wollte sich sofort in den Nahkampf stürzen, aber ich hielt ihn zurück.

Die Wilden umkreisten uns jetzt vorsichtig. Ich hob die Waffe und erschoß den ersten; dann brauchte ich nur weiter zu schießen – einer nach dem anderen sanken die Wilden um. Drei konnten noch zum Angriff übergehen, aber es nützte ihnen nichts.

Totenstille herrschte auf den Rängen; dann hörte ich Dumas Stimme, der wie ein Wahnsinniger tobte. Man hatte ihn seines Vergnügens beraubt. Es hatte keinen Kampf gegeben, und wir waren noch am Leben. Er befahl seinen Kriegern, mir die Waffe abzunehmen.

Sie gehorchten mit deutlichem Unbehagen. Ich bedrohte sie mit der Pistole, und als sie zögerten, kreischte ihnen Duma neue Befehle zu. Natürlich blieb ihnen nichts anderes übrig, und sie griffen an – und machten es mir nicht schwerer als die Wilden.

Die Zuschauer verharrten in absolutem Schweigen. Nur Duma war alles andere als ruhig. Wutschäumend sprang er hin und her. Er hätte sich das Haar gerauft, wenn er welches gehabt hätte. Schließlich befahl er jedem bewaffneten Zuschauer, in die Arena zu steigen und mich

fertigzumachen, wofür er eine große Belohnung aussetzte.

»Gut machst du das!« sagte Jonda. »Wenn du alle Einwohner Brokols getötet hast, können wir nach Hause gehen.«

»Alle schaffe ich nicht – sie werden uns sicher überwältigen. Aber es soll sie teuer zu stehen kommen!«

Schon sprangen Tausende von Bewaffneten über die Barriere und kamen auf uns zu. Dabei beeilten sie sich nicht gerade. Man schien gern bereit, einen anderen den Preis gewinnen zu lassen. Trotzdem kamen sie immer näher.

Als es langsam gefährlich wurde, hörte ich über mir plötzlich ein vertrautes Geräusch. Das war doch unmöglich! Aber tatsächlich – weit oben kreiste ein Flugzeug. Das konnte doch nicht sein – aber Jonda hatte es ebenfalls gesehen. Soweit ich erkennen konnte, handelte es sich um meine Maschine – meinen Anotar. Wer hatte ihn repariert? Wer saß an den Kontrollen? Wer außer Duare kam dafür in Frage?

Von allen Bewohnern dieses Planeten verstand es nur Duare, den Anotar zu steuern!

»Schaut!« brüllte ich. »Sie kommt! Loto-El-Ho-Ganja Kum O Raj will sich rächen!«

Alle schauten nach oben. Ruckartig wandten sich die Köpfe dann Duma und Ro-tan zu. Auch ich schaute zu den beiden hinüber. Sie verließen eben Hals über Kopf die Arena.

Der Anotar kam jetzt tiefer herab, und ich winkte wie verrückt, um Duare auf mich aufmerksam zu machen – und gleich darauf lehnte sie sich heraus und winkte zurück.

Ich rief den Brokoliern zu, sie sollten die Arena freimachen – oder sie würden von dem Vogelschiff getötet, das jetzt mit einer neuen Loto-El-Ho-Ganja käme. In panischem Entsetzen stürzten sie aus dem Stadion.

Duare landete – eine wunderbare Landung – , und einen Augenblick später lagen wir uns in den Armen. Doran saß auf dem Sitz neben ihr. Jonda und ich stiegen ein, und dann saß ich wieder an den Kontrollen.

Ich erfuhr bald, daß Kandars erste Amtshandlung als Jong die Entsendung eines Kriegertrupps nach Timal gewesen war, der Duare und Artol an seinen Hof holen sollte. Nach meinen Anweisungen ließ er auch einen neuen Propeller für den Anotar herstellen. Da man inzwischen wußte, daß ich von den Brokoliern gefangen genommen worden war, ahnte man auch, wo man nach mir suchen mußte.

Wir flogen in mehreren hundert Metern Höhe, und ich blickte mich um. Jonda starrte mit weit aufgerissenen Augen nach unten.

»Was hältst du davon?« fragte ich.

»Ich glaub's einfach nicht«, sagte er.

Anmerkung des Chronisten:

Obwohl es für diesen Bericht ohne Belang ist, möchte ich – als Beispiel eines bemerkenswerten Zufalls – aus einer Meldung zitieren, die kürzlich in der Tagespresse erschien:

Brooklyn, 24. September: Von unserem Sonderkorrespondenten. Die Leiche Betty Callwells, die vor fünfundzwanzig Jahren spurlos verschwand, wurde gestern früh im Hinterhof ihres früheren Wohnhauses gefunden. Der Körper war ausgezeichnet erhalten, obwohl Miß Callwell schon fünfundzwanzig Jahre tot sein muß.

Freunde, die die Leiche identifizierten, gaben an, daß sie seit dem Verschwinden um keinen Tag älter aussähe. Die Polizei vermutet ein Verbrechen und ermittelt weiter.

30

Von frühester Jugend an hatte ich mir ein Leben voller Abenteuer gewünscht, und vielleicht trifft es zu, daß solche Träume zuweilen das spätere Leben eines Menschen bestimmen. Zumindest mag das einer der Gründe sein, warum ich schon sehr früh meinen Pilotenschein machte, warum ich diese phantastische Reise zum Mars überhaupt plante – die mich dann zur Venus führte! Abenteuer hatte ich in letzter Zeit genug erlebt. Ich hatte langsam genug und beschloß, mich mit Duare so schnell wie möglich nach Süden abzusetzen und unsere Suche nach Korva endlich aufzunehmen.

Normalerweise wäre es mir eine Freude gewesen, Jonda in seine Heimatstadt Tonglap zu bringen, aber ich gedachte Duare nicht noch einmal in Gefahr zu bringen. Ich war daher sehr erfreut, als Doran Jonda die Gastfreundschaft seines Landes anbot, bis er eine Möglichkeit fand, nach Tonglap zurückzukehren, das immerhin in der entgegengesetzten Richtung lag. Der Empfang in Japal war überwältigend, doch schon nach wenigen Tagen machten wir uns wieder auf die Reise. Der Anotar wurde reichlich mit Nahrungsmitteln und

Wasser ausgestattet, und wir verabschiedeten uns von unseren Freunden.

Duare und ich hatten unseren Kurs vorher genau festgelegt. In unseren Gesprächen waren wir zu dem Schluß gekommen, daß wir etwa in südwestlicher Richtung auf die Landmasse stoßen mußten, die uns als Anlap bekannt war. Auf diesem Kontinent lag Korva, unser Ziel.

So überflogen wir zunächst die volle Länge des Japal-Sees und kamen dann auf das Noellatgerloo, den großen Ozean hinaus.

»Ist das nicht herrlich!« sagte Duare.

»Nach unseren Erlebnissen dürfte uns alles ‚herrlich‘ vorkommen«, erwiderte ich. »Um ehrlich zu sein, ich traue dem Frieden nicht ganz.«

»Ich fürchtete schon, daß ich dich niemals wiedersehen würde, Carson. Man berichtete mir von den entsetzlichen Sitten der Brokolier – daß sie Menschenblut trinken und so weiter. Ich war schon halb verrückt vor Angst, bis ich endlich mit dem Antar starten konnte. Wäre es nicht herrlich, wenn wir jetzt wieder in Korva wären, wo wir uns zu Hause fühlen könnten?«

»Und wenn wir zum erstenmal wirklich in Frieden und Sicherheit leben könnten!« fügte ich hinzu. »Meine Liebste, wenn irgend möglich, werde ich Korva niemals wieder verlassen!«

»Oh, wie sich Taman und Jahara freuen werden, uns wiederzusehen! Carson, ich kann es kaum noch erwarten!«

»Es ist ein langer Flug!« dämpfte ich ihre Begeisterung, »und wer weiß, ob wir Korva und Sanara sofort finden; Anlap ist ein sehr großer Kontinent.«

Der Ozean, über den wir jetzt flogen, wollte kein Ende nehmen und die Fliegerei wurde bald langweilig. Am unteren Ende des Japal-Sees und an der Küste des Ozeans sahen wir einige Schiffe; weiter draußen begleitete uns aber nur die endlose graue Wasserfläche – ein Meer, das niemals blau wirkte, weil die Venus keinen blauen Himmel hatte, der sich darin spiegeln konnte.

Amторische Schiffe wagen sich niemals weit vom Land weg, weil die zur Verfügung stehenden Karten höchst ungenau sind. Ich hatte mir aus dem Kopf einige Aufzeichnungen gemacht, die mir zusammen mit einem selbstgebauten Kompaß auf den richtigen Weg helfen sollten. Diese Karten waren natürlich alles andere als genau, aber sie glichen die falsche Vorstellung, die die Amτorier von ihrer Welt haben, weitgehend aus.

Wir hatten genug von dem endlosen Ozean, als Duare plötzlich Land sichtete. Ich war überzeugt gewesen, daß Japal auf der nördlichen Hemisphäre des Planeten lag, und da wir nun schon eine

gewaltige Strecke zurückgelegt hatten, war ich sicher, den Äquator wieder überschritten zu haben – so daß wir uns jetzt wieder auf der südlichen Venushalbkugel befinden mußten, auf der auch Korva liegt. Vielleicht waren wir bald zu Hause! Erregung packte uns.

Soweit mir bekannt, ist Anlap ein riesiger Kontinent, der sich vom Äquator nach Süden bis in die südliche gemäßigte Zone erstreckt. Besonders in seinen nördlichen Teilen ist er völlig unerforscht. Wie wir später erfuhren, wird er geographisch von zwei Gebirgen bestimmt. Eine der von Westen nach Osten verlaufenden Bergketten folgt seiner Nordküste, und das Südgebirge teilt den übrigen Kontinent in zwei gleiche Teile.

Auf unserem Flug nach Süden stießen wir nun auf die nördliche Bergkette, die schwindelnde Höhen erreichte. Ungern gab ich meinen Südkurs auf und flog in östlicher Richtung an den Bergen entlang, um nach einem Einschnitt zu suchen. Es wäre sinnlos gewesen, in die untere Wolkendecke einzutauchen, ohne die Landschaft genau zu kennen. Ich will Sie nicht mit den Einzelheiten unserer Suche langweilen. Jedenfalls kamen wir nach langer Zeit zu einer Stelle, an der die innere Wolkenschicht etwas höher zu liegen schien, so daß wir einige niedrigere Gipfel ausmachen konnten,

hinter denen ich offenes Land zu erkennen glaubte.

Ich schlug natürlich sofort wieder Südkurs ein und steuerte mit Höchstgeschwindigkeit zwischen die Gipfel, die seit Anbeginn der Schöpfung sicher noch kein Mensch zu Gesicht bekommen hatte.

Es war wichtig, die Berge so schnell wie möglich zu überwinden, da sich die Wolkenschicht jeden Augenblick wieder herabsenken konnte.

»So«, sagte Duare schließlich und sah sich um. »Das wäre geschafft. Aber das sieht nicht gerade wie die Ebene bei Sanara aus, nicht?«

»O nein«, sagte ich. »Und von einem Ozean ist auch nichts zu sehen. Aber die Gegend ist zweifellos sehr schön!« Und das stimmte.

Vor uns erstreckte sich eine malerische Ebene, die am Fuße des Gebirges begann und nach Süden bis zum Horizont verlief. Nur hier und da durchbrachen Waldgebiete und Flüsse die Ebenmäßigkeit der pastellfarbenen Landschaft.

»Sieh mal!« sagte Duare. »Da unten bewegt sich etwas.«

Tief unter uns glaubte ich eine Gruppe kleiner Punkte zu erkennen, die sich parallel zu einem Fluß bewegten. Im ersten Augenblick hielt ich sie für Herdentiere, doch dann bemerkte ich die

starre Formation. Es mußte sich um etwas anderes handeln. Ich beschloß, etwas tiefer zu gehen und mir die Sache anzusehen.

Als wir schließlich Einzelheiten ausmachen konnten, glaubte ich meinen Augen nicht zu trauen. So etwas hatte ich noch nicht gesehen. Da krochen etwa zwanzig riesige Gebilde über die Ebene. Vor und hinter ihnen bewegte sich eine große Anzahl kleinerer Ausgaben der Ungeheuer.

»Was in aller Welt ist das?« fragte Duare.

»Es sieht wie eine Schlachtflotte an Land aus«, erwiderte ich. »Das wollen wir uns näher ansehen!«

»Sei vorsichtig«, warnte Duare. »Wir wollten keine Abenteuer mehr bestehen, vergiß das nicht.«

»Ich weiß, Liebste«, sagte ich.

Ich vollführte etwa dreihundert Meter über der Prozession eine Kehre und starrte hinab. Aus dieser Nähe wirkten die Gebilde noch verblüffender. Die größten Einheiten waren etwa zweihundertundfünzig Meter lang und erreichten mit ihren unteren Decks – wie soll ich sie sonst nennen? – eine Höhe von zehn Metern über dem Boden. Auf diesen Decks erhoben sich massive Aufbauten, und darauf wiederum weiter zurückgesetzte Aufbauten, die die Oberfläche bildeten. Der Gesamteindruck erinnerte mich so sehr an die Form irdischer Schlachtschiffe, daß ich diese Bezeichnung auch

beibehalten möchte – zumal auch hinsichtlich der Beflaggung und Bewaffnung eine große Ähnlichkeit zu bemerken war.

Die kleineren Einheiten unterschieden sich in ihrem äußereren Aufbau etwas von den größeren Schiffen und konnten vielleicht mit Zerstörern und Kreuzern verglichen werden. Auf allen Decks drängten sich Gestalten, die zu uns aufblickten. Als die Männer plötzlich nach unten verschwanden, ahnte ich Schlimmes und zog den Anotar in die Höhe. Gleichzeitig hörte ich das Summen starker Strahlenkanonen, und mit verzweifelten Zickzack-Manövern versuchte ich dem konzentrierten Feuer zu entgehen. Ich verfluchte mich, dieses unnötige Risiko eingegangen zu sein, und als ich mich bereits beglückwünschen wollte, verschwand plötzlich die Spitze des Anotars mit dem Propeller. Ein Strahlenschuß hatte uns getroffen.

»Da geht es wieder los«, sagte Duare.

31

Als ich im Gleitflug zur Landung ansetzte, hörte der Beschuß auf, und einige der Zerstörer näherten sich uns mit erstaunlicher Geschwindigkeit. Sie waren zur Stelle, als ich aufsetzte, und hielten ihre Kanonen auf uns gerichtet. Ich erhob mich und machte ein Friedenszeichen. Eine Luke in der Flanke eines Zerstörers öffnete sich, und sechs Männer kamen auf uns zu. Sie trugen die auf Amtor üblichen Lendenschurze, waren aber auch mit Helmen ausgerüstet, was mir recht ungewöhnlich vorkam. Sie schauten grimmig drein, machten ansonsten aber einen recht guten Eindruck.

»Kommt 'runter!« sagte der Offizier.

Ich half Duare zu Boden. »Warum habt ihr uns abgeschossen?« fragte ich.

»Vielleicht kann euch das Danlot erzählen«, erhielt ich zur Antwort. Wir wurden in das seltsame Fahrzeug geführt, mit dem sie gekommen waren. Es war etwa neunzig Meter lang und mußte eine Besatzung von etwa dreihundert Mann haben. Im unteren Deck lagen Schlafquartiere, Aufenthaltsräume, Küche und Lagerräume. Darüber

war das Kampfdeck mit zahlreichen Kanonen, die durch Luken nach beiden Seiten und nach vorn und hinten abgefeuert werden konnten. Das Oberdeck, auf das wir schließlich geführt wurden, war ebenfalls befestigt. Hier gab es Drehtürme mit Kanonen aller Art. In der Mitte erhoben sich Aufbauten, die wahrscheinlich die Brücke und die Quartiere der Offiziere enthielten.

Wir wurden zu einem der Schlachtschiffe gebracht – einem Fahrzeug von überwältigender Größe.

Auf dem vorderen Oberdeck erwartete uns eine Gruppe von Offizieren. Danlot, der die Flotte befehligte, war ein harter, selbstbewußter Mann. »Wer seid ihr, und warum seid ihr in diesem Ding über die Flotte von Falsa geflogen?« fragte er und musterte uns mißtrauisch.

»Wir hatten uns verirrt und versuchten einen Weg in unsere Heimat zu finden«, sagte ich.

»Und was ist eure Heimat?«

»Korva«, erwiederte ich.

»Nie gehört. Wo liegt das?«

»Ich weiß es selbst nicht genau«, erwiederte ich. »Jedenfalls südlich von hier – an der Südküste Anlaps.«

»Wir sind hier in Anlap«, sagte er. »Aber der Ozean liegt im Osten, und ein Korva gibt es

nicht. Im Süden sind Berge, die noch niemand überquert hat. Was ist das für ein Gebilde, in dem ihr geflogen seid?«

»Das ist ein Anotar«, sagte ich und erklärte ihm die Funktion der Maschine.

»Wer hat ihn gebaut?«

»Ich.«

»Und wo kommt ihr her?«

»Aus dem Norden – aus einem Land namens Japal«, sagte ich.

»Nie davon gehört. Wie soll ich euch glauben, wenn ihr aus einem Land kommt, von dem ich nie gehört habe, und wenn euer Ziel ein Land ist, das ich ebenfalls nicht kenne? Ich müßte fast annehmen, daß ihr panganische Spione seid.« Ich mußte lachen. »Was lachst du?« fragte er.

»Weil diese Annahme ziemlich lächerlich wäre«, erwiderte ich. »Wenn wir Spione wären, hätten ihr uns niemals abschießen können.«

»Die Paganer sind Dummköpfe!« sagte Danlot.

»Es mag zutreffen, daß ich ein Dummkopf bin, aber ich bin kein Paganer. Ich habe von diesem Land überhaupt noch nicht gehört. Ich weiß überhaupt nicht, in welchem Land wir jetzt sind. Ich bin Carson von der Venus, und meine Begleiterin ist die frühere Janjong von Vepaja. Wenn die Falsaner

ein zivilisiertes Volk sind, werden sie uns unserem Rang entsprechend behandeln.«

»Jedenfalls seid ihr meine Gefangenen«, sagte er. »Wo bringen wir nur die Frau unter? Für sie ist auf diesen Lantars wirklich kein Platz.«

»Ich könnte zu meinem Leutnant in die Kabine ziehen«, sagte der Offizier, der uns an Bord begleitet hatte. »Dann kann die Frau meine Kabine haben.«

»Gut, Vantor«, sagte Danlot. »Du kannst die Frau wieder mitnehmen.«

Das gefiel mir ganz und gar nicht, aber Danlot wollte sich meine Einwände nicht anhören. Vantor grinste mich hämisch an, als er Duare abführte, und ich war nicht gerade bester Stimmung, als ich sie an Bord des Zerstörers verschwinden sah. Kurz darauf setzte sich die Flotte wieder in Bewegung.

Danlot brachte mich bei einem jungen Leutnant unter – dessen Kabine ich aber nur bewohnen durfte, wenn er auf Wache war. Ansonsten durfte ich mich frei im Schiff bewegen, was mich ziemlich überraschte. Aber Danlot schien aus unserem Gespräch tatsächlich den Eindruck gewonnen zu haben, daß wir keine panganischen Spione waren.

Eine halbe Stunde später sah ich ein Gebilde, das sich mit großer Geschwindigkeit von vorn näherte. Es war ein kleiner Zerstörer, der längsseits

ging und sich unserer Geschwindigkeit derart anpaßte, daß während des Fahrens ein Offizier zu uns an Bord kommen konnte, der sofort Danlot aufsuchte. Kurz danach begann es auf dem Oberdeck lebendig zu werden. Eine neue Flagge wurde unter den Schiffssignien aufgezogen, ein rotes Tuch mit schwarzen gekreuzten Schwertern – die Kampfflagge von Falsa. Daraufhin ging die Flotte in Schlachtordnung. Die Zerstörer schwärzten aus und bildeten drei Auffangreihen gefolgt von drei Reihen schwerer Kreuzer. Dahinter bildeten die großen Schlachtschiffe die Spitze des Dreiecks. Von allen Seiten kamen kleine Erkundungsschiffe und ordneten sich den jeweiligen Mutterschiffen an.

Die Männer des Flaggschiffes gingen auf Alarmstation. Der Kampf schien unmittelbar bevorzustehen, doch ich konnte keinen Feind entdecken. Da sich niemand um mich kümmerte, ging ich auf die Brücke, um mir einen besseren Überblick zu verschaffen. Hier wimmelte es von Offizieren und Nachrichtenmatrosen, die ihre Signale gaben. Vier Strahlenkanonen waren zum zusätzlichen Schutz der Brücke angebracht, von denen jede eine Mannschaft von drei Leuten hatte. Ich wunderte mich, daß man mich nicht wieder davonjagte; erst später erfuhr ich, daß Danlot den Befehl gegeben hatte, mich in Ruhe zu lassen. Er schien zu hoffen, daß ich mich über kurz oder lang verraten würde, wenn ich wirklich ein Spion war.

»Hast du jemals eine Schlacht zwischen Lantars mitgemacht?« fragte mich einer der Offiziere.

»Nein, bis heute habe ich überhaupt noch keinen Lantar gesehen.«

»An deiner Stelle würde ich unter Deck gehen. Die Brücke ist der gefährlichste Ort an Bord. Wahrscheinlich wird die Hälfte der Männer hier im Kampf sterben.«

Im nächsten Augenblick hörte ich ein lautes Pfeifen, das sich zu einem langgezogenen Kreischen steigerte und in einer entsetzlichen Explosion endete. Einige hundert Meter vor dem Flaggschiff wirbelte eine riesige Schmutzfontäne auf.

Sofort antworteten die Schiffskanonen. Die Schlacht hatte begonnen.

32

Die größten Kanonen des Schiffes feuerten Geschosse von einer halben Tonne etwa zwanzig Kilometer weit, während die kleineren Kanonen mit 250-kg-Ladungen sogar Weiten von dreißig Kilometern erreichten. Diese Waffen wurden vor allem eingesetzt, solange der Feind noch unter dem Horizont stand. Die Strahlen der Strahlenwaffen bewegten sich nur geradlinig, und das Ziel mußte also sichtbar sein, wenn es getroffen werden sollte.

Überall um uns waren Einschläge zu beobachten, und auch unsere Kanonen feuerten eine Salve nach der anderen. Bald beschleunigte das Schlachtschiff seine Fahrt, und wir rumpelten über den unebenen Boden voran.

Ich beobachtete einen Volltreffer an Bord der Einheit neben uns. Obwohl kein Mann auf der Brücke den Einschlag überlebt haben konnte, setzte das Schiff seine Fahrt unangefochten fort; der Kommandant und eine kleine Mannschaft steuerten aus einem gepanzerten Kontrollraum im

Inneren des Schiffes nach Funkinstruktionen des Flaggschiffes.

Der Zwischenfall bewies mir, wie gefährlich es tatsächlich auf der Brücke war, aber ich hätte meinen Platz um keinen Preis der Welt aufgegeben.

Endlich tauchte die Feindflotte auf, und die Zerstörer und Kreuzer stürzten sich sofort in den Nahkampf. Eine halbe Stunde später war es auch für uns soweit. Die kleinen Erkundungsschiffe flitzten wie Moskitos hin und her und feuerten ebenso wie die Zerstörer fahrende Torpedos ab. Die Feindflotte operierte natürlich ebenso.

Das Dröhnen der großen Kanonen war von dem Zischen der Strahlenprojektoren abgelöst worden. Schutz gegen einen Beschuß dieser Art bot nur eine mit einer Spezialschicht abgedeckte schwere Panzerung, gegen die die Strahlen nichts ausrichten konnten. Allerdings war dieser Schutz anfällig für eine bestimmte Chemikalie. Diese Tatsache war den Militärs auf beiden Seiten natürlich bekannt, so daß jetzt besondere Säuregeschosse zum Einsatz kamen, die wenn sie trafen, große Flecke an den Flanken der gegnerischen Schiffe hinterließen – Flecke, die von Strahlenschüssen durchdrungen werden konnten. Die so beschädigten Schiffe versuchten natürlich geschickt zu manövriren, so

daß diese schwachen Stellen dem Gegner niemals zugewandt waren.

Ich stellte bald fest, daß eine der wichtigsten Waffen die fahrenden Torpedos waren, die überall zum Einsatz kamen. Sie bewegten sich aus eigenem Antrieb auf Rädern geradlinig voran und waren deshalb eigentlich nur auf eine geringe Entfernung mit einiger Treffsicherheit einzusetzen. Ihr Zweck war es, die schweren Raupenglieder zu beschädigen, auf denen sich die Lantars vorwärtsbewegten. Außer dem Abschuß eigener Torpedos gehörte es zu den Aufgaben der kleinen Erkundungsschiffe, feindliche Torpedos aus der Bahn zu bringen – und das wurde mit kleinen Strahlenkanonen bewerkstelligt. Mich interessierten diese kleinen Schiffe sehr. Sie waren verblüffend schnell und wendig, und ihre Einsatzmöglichkeiten waren wirklich unbegrenzt.

Das Flaggschiff war jetzt in einen Kampf mit einem Schiff gleicher Größe verwickelt, das sich steuerbord an uns herangeschoben hatte. Auf der Brücke hatten wir bereits sechs Tote zu beklagen, und eine unserer Kanonen war ausgeschaltet. Außerdem hatte uns ein Säuregeschoß getroffen, und die Strahlenkanonen des Gegners begannen die Brücke zu bestreichen und ein großes Loch in unsere Panzerung zu reißen. Ein Kanonier nach dem anderen fiel. Zwei Männer schleppten eine Panzerplatte vor die Kanone neben mir, und ich

half ihnen. Dabei waren die beiden unvorsichtig und wurden getötet.

Ich sah mich um, doch niemand schien die Kanone bemannen zu wollen; die andere Kanone wurde gerade von dem einzigen noch lebenden Offizier wieder schußklar gemacht. Ich setzte mich hinter die Kanone und schaute durch das kleine Periskop, das mich über das Panzerschild blicken ließ. Vor Strahlenschüssen war ich hier ziemlich sicher; es sei denn, wir wurden von einem neuen Säuregeschoß getroffen.

Durch das Periskop war die Brücke des gegnerischen Schiffes deutlich zu erkennen, wo man nicht besser dran war als wir. Die mir zugewandte Kanone schien auch nur noch von einem Mann bedient zu werden. Unter mir beschossen sich die beiden Schiffe mit ganzen Breitseiten. In der Flanke des Gegners gähnte ein riesiges Loch – aber noch schienen keine lebenswichtigen Teile beschädigt zu sein.

In diesem Augenblick entdeckte ich einen Fuß, der hinter dem Schild der Kanone auf der gegnerischen Brücke hervorragte, und ich zögerte nicht, diesen Vorteil auszunutzen. Schmerzerfüllt sprang der arme Kanonier auf und gab mir so die Möglichkeit, ihn gänzlich auszuschalten. Die Kanone war nun unbemannt.

Während des Kampfes rasten die beiden Schlachtschiffe nebeneinander her, und das Zielen war natürlich sehr schwierig. Das Bild tanzte im Periskop auf und ab, und es gab nur kurze Augenblicke, in denen beide Schiffe stillzustehen schienen. Meine Kanone auf die Mündung der gegnerischen Waffe gerichtet, versuchte ich in mehreren Anläufen mein Ziel zu finden, aber erst nach langer Zeit gelang mir ein Schuß direkt in die Mündung der Kanone, die dadurch außer Gefecht gesetzt wurde.

Jetzt konnte ich mich anderen Zielen zuwenden. Ich ließ mein Periskop über die beschädigte Flanke des feindlichen Schiffes wandern und entdeckte ganz unten einen Fleck, den ein Säuregeschoß hinterlassen hatte. Natürlich war es bei dem wilden Auf und Ab unmöglich, die Kanone starr auf das Ziel gerichtet zu halten, aber nach einiger Zeit erschien ein Loch in der Panzerung – ein Loch, das sich vertiefte und das schließlich den Blick auf ein Raupenband freigab, auf dem sich das Monstrum vorwärtsbewegte. Das Band lief so schnell unter dem Loch hindurch, daß meine Strahlen nicht sofort wirkten, aber dann geschah es doch. Das Band riß, und das Schlachtschiff schwang zu uns herum, als seine Backbordräder blockierten. Wir wichen dem Zusammenstoß im letzten Augenblick aus, fuhren weiter und überließen das feindliche

Schiff den Zerstörern und Erkundungsschiffen, die sich schon darum zu scharen begannen.

Zum erstenmal konnte ich mich wieder umsehen und stellte fest, daß der Feind die Flucht ergriffen hatte. Soweit das Auge reichte, war die Ebene hinter uns übersät mit Schiffswracks, und am Boden entwickelten sich bereits Infanteriekämpfe, bei denen die Falsaner Gefangene zu machen versuchten.

Die Nacht brach herein, und das Flaggschiff signalisierte seiner Flotte, wieder in Formation zu gehen. Ich sah mich auf der Brücke um, auf der der Tod regiert hatte. Die Warnung des Offiziers war berechtigt gewesen; er und ich und zwei Kanoniere waren die einzigen Überlebenden. Er kam jetzt zu mir herüber.

»Du hast die Kanone gut bedient«, sagte er.

»Nicht gerade wie ein panganischer Spion, oder?« fragte ich lächelnd.

»Aber auch nicht wie ein Mann, der noch nie einen Lantar gesehen hat«, sagte er.

»Ich kenne andere Schiffe und habe auf ihnen gekämpft – Schiffe, die aber auf dem Ozean schwammen. Was soll eigentlich dieser Krieg?«

»Es geht um Weideland für unsere Herden«, erwiderte er. »Pangan erhebt Anspruch auf das

gesamte Gebiet – und wir kämpfen nun schon zehn Jahre darum. Während wir kämpften, haben die Leute von Hangor die Herden unserer Feinde gestohlen, und die Männer von Maltor haben sich unsere Herden angeeignet. Warte nur, morgen kommen wir nach Hor, und dann gibt es einen Entscheidungskampf. Und dann werden wir wahrscheinlich Maltor den Krieg erklären, um unsere gestohlenen Herden wiederzuholen.«

Nach der Schlacht fuhren einige Hospital- und Transportschiffe von hinten auf. Die Transporter brachten Ersatzleute, während die Hospitalschiffe die Verwundeten an Bord nahmen. Die ganze Nacht über wurden Ausbesserungsarbeiten am Fahrzeug vorgenommen, so daß ich kaum zum Schlafen kam.

Am Morgen erblickte ich zwei sehr seltsame Fahrzeuge, die in der Nacht angekommen waren. Sie waren zylinderförmig und erinnerten an riesige Torpedos. Ihr Bug lief in einer gewaltigen Spitze fünf Meter über dem Boden aus. Vier schwere Kanonen waren um diese Spitze angeordnet; ihre Mündungen lagen in der Panzerung, und die Kanonen selbst waren im Innern des Schiffes verborgen. Auch an den Flanken war das Schiff gut bestückt. Ich konnte mir nicht vorstellen, welchem Zweck die beiden Monstren dienten; jedenfalls konnten sie kaum sehr beweglich sein.

Kurz nach Tagesanbruch setzte sich die Flotte in Bewegung. Eine halbe Stunde später ließ Danlot nach mir schicken.

»Dein ausgezeichnetes Verhalten während des Kampfes gestern ist mir gemeldet worden«, sagte er. »Ich würde dir gern meine Dankbarkeit beweisen.«

»Das kannst du, indem du mir erlaubst, mich wieder meiner Begleiterin anzuschließen.«

»Das ist leider nicht möglich – und deswegen wollte ich auch mit dir sprechen. Deine Frau ist verschwunden.«

»Verschwunden!« rief ich. »Was soll das heißen? Ist sie gestern während des Kampfes etwa getötet worden?«

»Nein«, erwiderte er. »Vantor wurde in seiner Kabine heute morgen erstochen aufgefunden, und deine Frau war nicht an Bord, als man nach ihr suchte.«

33

Duare verschwunden! Irgendwo dort draußen war sie jetzt zu Fuß unterwegs...

»Du mußt mich gehen lassen, damit ich nach ihr suchen kann.«

»Das hätte keinen Sinn – ich habe bereits zwei Kundschafter ausgeschickt, die nach ihr fahnden.«

»Das ist sehr nett von dir.«

»Du scheinst mich nicht zu verstehen. Deine Frau hat einen unserer Offiziere ermordet, der viel mehr wert ist als vierzig Frauen. Wenn wir sie fangen, muß sie natürlich verurteilt werden.«

Ich war entsetzt. »Aber das könnt ihr doch nicht tun! Es ist doch ganz klar, warum sie ihn töten mußte; es ist doch ganz klar, daß er den Tod verdient hat.«

»So sehen wir die Sache leider nicht. Reden wir nicht mehr davon.«

Ich mußte alle Willenskraft zusammennehmen, um die Beherrschung nicht zu verlieren, aber ich sagte mir, daß ich mir diesen Mann nicht zum Feind machen durfte, wenn ich Duare doch

noch helfen wollte. Außerdem war mir bereits ein Gedanke gekommen. »Ich würde gern an Bord eines Erkundungsschiffes Dienst tun«, sagte ich.

Er schaute mich einen Augenblick an und sagte dann: »Du liebst den Kampf, nicht wahr? Aber wofür kämpfst du? Du bist weder ein Falsaner noch hast du etwas mit den Panganern zu tun, wie du gestern selbst gesagt hast.«

»Ich würde die Gelegenheit begrüßen, mir das Vertrauen und die Dankbarkeit Falsas zu gewinnen«, erwiderte ich. »Vielleicht würde das den Urteilsspruch mildern, den dein Land über meine Frau fällen muß.«

»In deiner Heimat scheinen die Frauen in hoher Achtung zu stehen«, sagte er.

»Allerdings«, erwiderte ich. »Die Ehre einer Frau ist dort das Leben von vierzig Vantors wert.«

»Bei uns sind die Frauen ein notwendiges Übel. Ich habe schon für einen guten Zorat mehr bezahlt als für irgendeine Frau. Deine Bitte ist gewährt – ich werde dich einem Erkundungsschiff zuteilen.«

Ich zog mich erleichtert in mein Quartier zurück. Die kleinen Kundschafterfahrzeuge hatten mich von Anfang an interessiert. Sie waren viel beweglicher als die großen Schlachtschiffe, so daß ich einigermaßen herumkommen würde. Vielleicht fand ich sogar Duare. Und im Notfall konnte ich

mich des Schiffes bemächtigen. Mit sechs Falsanern traute ich mich schon fertig zu werden.

Eine Stunde später informierte mich ein Offizier, daß ich der 975 zugeteilt war, einem kleinen Erkundungsschiff, das bereits längsseits lag. Der Kommandant der 975, ein junger Unterleutnant, freute sich nicht gerade darüber, einen Neuling an Bord zu bekommen, und teilte mich für die vordere Kanone neben dem Fahrer ein.

Außer dem Offizier war Platz für sechs Männer an Bord – für den Fahrer, drei Kanoniere und zwei Torpedoleute. Die Kanoniere hatten jeweils eine Doppelwaffe für Strahlen und Säuregeschosse. Ihre Waffen waren vorn und zu beiden Seiten so angeordnet, daß sie jeweils einen Schußwinkel von fünfundvierzig Grad erreichten. Die Torpedorohre befanden sich an den Flanken, und alles in allem waren wir ein ziemlich gefährliches kleines Fahrzeug. Von Anfang an beobachtete ich den Fahrer genau, und es dauerte nicht lange, bis ich mir zutraute, die 975 selbst zu steuern. Ich hätte es gern einmal versucht.

Die Abteilung, der die 975 zugeteilt war, fuhr der Flotte voraus. Trotz unserer Sicherheitsgurte wurden wir in den Sitzen wild hin und her geworfen, und ich verstand nun, warum die Falsaner ständig Helme trugen. Am späten Vormittag erreichten wir eine Stadt, bei der es sich um Hor handeln mußte.

Bisher hatten wir von der feindlichen Flotte nichts gesehen, aber jetzt kamen uns Erkundungsschiffe und Zerstörer entgegen. Da wir hoffnungslos in der Minderzahl waren und ohnehin nur das Terrain sondieren sollten, befahl unser Kommandant den geordneten Rückzug. Ein Fahrzeug wurde zur Berichterstattung zurückgeschickt.

Unser Rückzug lockte die gegnerische Flotte aber nicht aus der Stadt, wie wir gehofft hatten. Dafür begannen unsere schweren Einheiten bereits über unsere Köpfe hinweg mit dem Beschuß der Stadt, und die großen Kanonen auf den Stadtmauern erwidernten das Feuer.

Hor war eine Metropole von beträchtlicher Größe – eine Stadt, die den Angriffen der Falsaner zehn Jahre lang widerstanden hatte. Wir hatten also eine harte Nuß zu knacken.

Ich beobachtete den Volltreffer eines 500-kg-Geschosses, das ein Gebäude pulverisierte. Eine riesige Staubwolke erhob sich über der Stadt, und der Explosionsknall war deutlich zu hören. Die Panganer beantworteten diesen Schuß mit einem schweren Bombardement, dem zwei unserer Schlachtschiffe zum Opfer fielen.

Die Flotte drängte näher heran, und als sich auch die zwei neuen Lantars nach vorn bewegten, fragte ich unseren Fahrer nach dem Sinn dieser Fahrzeuge.

»Das ist etwas völlig Neues«, sagte er. »Wenn es funktioniert, steht den Panganern eine Überraschung bevor.«

In diesem Augenblick sprangen die Stadttore auf, und die gesamte panganische Flotte drängte heraus, aus allen Rohren feuерnd. Ich hielt dieses Manöver für sinnlos, denn minutenlang waren die Schiffe vor der Stadtmauer dicht zusammengedrängt und boten ein ausgezeichnetes Ziel.

»Man weiß nie, was die Panganer als nächstes tun«, antwortete unser Fahrer auf meine Frage. »Vielleicht hat sich der Jong über die Zerstörung des Hauses geärgert und hat die ganze Flotte in den Kampf geschickt. Wir hatten es gestern nur mit der Hälfte der Einheiten zu tun; heute sind wir also richtig dran. Hier kommen unsere Gantors!« rief er. »Wollen sehen, was sie leisten können!«

Die zwei riesigen Torpedoschiffe gingen jetzt mit großer Geschwindigkeit vor, an den Flanken von Zerstörern geschützt. Ein großes panganisches Schlachtschiff fuhr ihnen entgegen, wobei es aus allen Rohren feuerte; aber die Gantors, wie sie unser Fahrer nach einem elefantenähnlichen amtorischen Tier scherhaft genannt hatte, ließen sich nicht aufhalten. Das Schlachtschiff versuchte auszuweichen und wandte dem nächsten Gantor dabei seine Breitseite zu. Das angreifende Schiff erhöhte plötzlich die Geschwindigkeit und rammte

das panganische Schlachtschiff in voller Fahrt. Fast fünfzehn Meter tief versank der Stachel im Innern des gegnerischen Fahrzeugs; dabei feuerte der Gantor aus allen Rohren und bestrich das gesamte Innere des angeschlagenen Fahrzeugs.

Währenddessen fuhr der andere Gantor um die Gruppe herum und setzte seinen Weg fort, wobei ihm die panganische Flotte auswich. Der erste Gantor setzte zurück, befreite seinen Stachel und folgte seinem Schwesterschiff anscheinend unbeschädigt nach. Die beiden Schiffe hielten auf je ein Stadttor zu, und ich erkannte, wozu sie gebaut worden waren.

»Wenn wir in die Stadt gelangen«, sagte unser Fahrer, »müssen wir sofort nach links abbiegen. Da liegen die Kasernen, und auf die sind wir angesetzt.«

Die Stadttore von Hor waren mit Panzerplatten besetzt, die den Gantors jedoch keinen Widerstand entgegensezten. Mühelos walzten die gewaltigen Fahrzeuge die Tore nieder, und wir folgten einem von ihnen in die Stadt, wobei wir befehlsgemäß die erste Straße nach links nahmen.

Dichtauf folgten unsere großen Schlachtschiffe und rollten direkt auf das Stadtzentrum zu. Als wir uns den Kasernen näherten, hörten wir bereits den Kampflärm aus der Stadt.

Bei den Kasernen war niemand auf unseren Überfall vorbereitet, und wir hatten keine Mühe, die Besatzung gefangenzunehmen.

Der Kampf in der Stadt tobte bis zum Einbruch der Dunkelheit. Falsanische Erkundigungsschiffe patrouillierten durch die Straßen und trieben die Bürger in die Häuser, während die Schlachtschiffe auf dem großen Platz vor dem Palast des Jong Position bezogen und Tod und Vernichtung ausstreuten, bis sich der Jong ergab. Der Hauptteil der panganischen Armee war inzwischen durch die rückwärtigen Tore der Stadt geflüchtet. Hor war in unserer Hand, und der zehnjährige Krieg schien beendet.

Während des Kampfes in der Stadt hatten wir drei Ausfälle an Bord der 975 erlitten. Der Fahrer war durch einen Strahlenschuß getötet worden, ebenso wie unser Leutnant, und auch der Mann an der Steuerbordkanone hatte daran glauben müssen. Ich saß jetzt am Steuer, und da der Fahrer rangmäßig nach dem Leutnant kam, hatte ich auch das Kommando übernommen. Ich kam nur damit durch, weil kein vorgesetzter Offizier davon wußte und weil die drei überlebenden Falsaner einfache Krieger waren, die sich von jedem hätten befehligen lassen, der die Initiative ergriff.

Ich wartete eine Zeitlang auf dem Platz und hoffte auf Anweisungen, aber es kam nichts. Panganische Mädchen wanderten auf dem Platz hin und her, und bald sah ich auch einige falsanische Krieger, die sich mit ihnen unterhielten. Kein Zweifel; die Männer hatten getrunken. Da kamen auch schon drei panganische Mädchen zur 975 und boten uns etwas zu trinken an. Ich lehnte ab, aber meine drei Falsaner gingen sofort darauf ein. Schon nach wenigen Schlucken gerieten sie außer Rand und Band. Sie verließen das Schiff und wanderten Arm in Arm mit den Mädchen davon.

Ich war jetzt allein an Bord der 975 und beschloß, die Gelegenheit zu nutzen und außerhalb der Stadt nach Duare zu suchen. Natürlich bestand die Gefahr, daß mein Verschwinden als Desertion ausgelegt wurde, aber ich konnte immer behaupten, nach meinem Kommandeur zu suchen. Ich steuerte die 975 zurück zum Tor, durch das wir gekommen waren. Oberall kamen mir betrunkene Krieger entgegen, die mit panganischen Mädchen tanzten. Die Falsaner hatten die Panganer als Dummköpfe

bezeichnet – im Augenblick schien das Gegenteil richtig zu sein.

Doch am Tor änderte sich das Bild. Die Wachen hier hatten nichts getrunken, und es waren auch keine Mädchen zu sehen. Ein Offizier trat an das Fahrzeug heran und fragte mich, wohin ich wollte.

»Ich suche nach meinem Kommandanten«, erwiderte ich. »Ich kann ihn in der Stadt nicht finden.«

»Du findest ihn wahrscheinlich irgendwo im Stadtzentrum«, sagte der Offizier. »Die gesamte Flotte ist in der Stadt.«

Enttäuscht kehrte ich um. Unterwegs manifestierte sich immer deutlicher die Gastfreundschaft der Panganer. Ein unbeschreibliches Treiben herrschte in den Straßen, wobei mir besonders auffiel, daß keine panganischen Männer zu sehen waren und daß nur wenige panganische Mädchen unter dem Einfluß von Alkohol zu stehen schienen.

Auf dem großen Platz vor dem Palast des Jong ging es womöglich noch lebhafter zu. Hier standen die Flotteneinheiten dicht an dicht, und die Decks waren voller panganischer Mädchen und betrunkener falsanischer Krieger.

Um die Fiktion aufrechtzuerhalten, daß ich meinen Kommandeur suche, stellte ich Erkundigungen an und erfuhr, daß sich Danlot wahrscheinlich im

Palast aufhielt, wo er ein Bankett für seine Offiziere und die besiegte Flottenführung gab.

Der Wächter am Tor hielt mich auf. »Ich habe eine wichtige Nachricht für Kommandant Danlot«, sagte ich.

Der Wächter musterte mich von oben bis unten. Abgesehen von meinem Helm war meine Kleidung nicht als Uniform zu bezeichnen, und mißtrauisch rief er einen Offizier herbei. Ich wiederholte meine Bitte, und der Offizier führte uns in den Palast.

Die Korridore und Räumlichkeiten des Palastes waren, soweit ich sehen konnte, mit betrunkenen falsanischen Offizieren und nüchternen Panganerinnen gefüllt. Am Eingang zum Ballsaal wurde ich wieder angehalten und mußte meine Bitte wiederholen. Während ich auf den zuständigen Offizier wartete, sah ich mich etwas genauer um. Im Saal waren riesige Tafeln aufgebaut, an denen die höchsten Offiziere der falsanischen Landmarine saßen, alle unter dem Einfluß von Alkohol; neben jedem betrunkenen Falsaner saß ein nüchterner Panganer. Auf einer Plattform am Ende des Raumes saß Hajan, der Jong von Pangan, mit den höchsten Offizieren seines Reiches. Neben ihm saß Danlot; er hatte sich in seinem Sessel zurückgelehnt, und das Kinn war ihm auf die Brust gesunken.

Mir gefiel das alles gar nicht, und ich wollte mich eben zurückziehen, als Hajan aufstand und sein

Schwert zog. Das war offenbar ein vereinbartes Signal, denn sofort taten es ihm alle anwesenden panganischen Offiziere nach und richteten ihre Waffen auf die neben ihnen sitzenden Falsaner. Trompetenklänge waren zu hören, und andere Trompeten trugen das Signal in die Stadt hinaus.

Ich riß mir den Helm vom Kopf und warf ihn zur Seite, so daß mich nun niemand mehr als Falsaner identifizieren konnte. Vielleicht konnte ich mich noch rechtzeitig aus dem Staube machen.

Die wenigen falsanischen Offiziere, die Widerstand leisteten, wurden getötet, die anderen ließen sich apathisch entwaffnen und gefangenehmen. In dem Durcheinander gelangte ich mit einer Gruppe panganischer Offiziere aus dem Palast.

Der Platz war auf allen Seiten von panganischen Truppen umstellt, denen die betrunkenen falsanischen Soldaten keinen Widerstand entgegensetzen konnten. Nach kaum einer Stunde waren alle Falsaner auf dem Paradeplatz vor der Kaserne zusammengetrieben und wurden dort bewacht. Die meisten schliefen ihren Rausch aus. Die wenigen, die an den Stadttoren gewacht hatten, flohen zu Fuß in die Nacht hinaus. Die Panganer hatten Tausende von Gefangenen gemacht und die gesamte falsanische Landflotte erobert. Es sah wirklich so aus, als wäre der zehnjährige Krieg endlich vor-

bei. Die Panganer hatten sich schließlich doch nicht als Dummköpfe erwiesen.

Ich stand neben der 975, starrte das Fahrzeug sehnstüchtig an und überlegte, wie ich damit wohl aus der Stadt käme. Da klopfte mir ein Offizier auf die Schulter. »Wer bist du?« fragte er.

»Ich war ein Gefangener der Falsaner«, erwiderte ich, »aber als mein Wächter betrunken war, bin ich geflohen.« Dann kam mir eine Idee. »Ich bin Kanonier und Fahrer. Ich möchte gern in den Dienst eures Jong eintreten.«

Der Offizier kratzte sich am Kopf. »Du siehst nicht wie ein Falsaner aus«, gab er zu. »Aber du bist auch kein Panganer. Ich sperre dich bis morgen früh ein, und die zuständige Stelle kann dann entscheiden, was mit dir geschehen soll.« Er rief einige Soldaten herbei und gab ihnen den Befehl, mich in ein Wachhaus zu sperren und am Morgen zu ihm ins Hauptquartier zu bringen.

35

Als ich am nächsten Morgen durch die Stadt zum Verhör gebracht wurde, sah ich lange Schlangen niedergeschlagener Falsaner, die durch die Tore auf die Ebene hinausmarschierten. Einer meiner Wächter verriet mir, daß Danlot und einige andere hohe falsanische Offiziere als Geiseln in Gefangenschaft blieben, bis ein für Pangä günstiger Friedensvertrag unterschrieben war. Alle übrigen Falsaner durften zu Fuß in ihre Heimat zurückkehren, wobei sie nur zwei Schiffe mit Vorräten mitführen durften. Sie hatten einen Marsch von rund dreitausend Kilometern vor sich – eine traurige Zukunft, ganz abgesehen davon, daß sie gestern noch eine siegreiche Armee gewesen waren und jetzt als Verlierer das Feld räumen mußten.

Ich wurde in das Hauptquartier Banats, des Offiziers, gebracht, der mich gestern verhaftet hatte – und er begleitete mich zu einem seiner Vorgesetzten, einem General. Hier erklärte er die Umstände meiner Verhaftung und wiederholte meine Aussage.

»Woher stammst du?« fragte der General. »Aus Hangor oder Maltor?«

»Ich bin in Korva zu Hause, das jenseits der Berge im Süden liegt.«

»Hinter den Bergen liegt nichts«, sagte der General. »Dort ist die Welt zu Ende.«

»O nein – hinter den Bergen liegen noch viele Länder«, wiederholte ich.

»Der Mann ist verrückt.«

»Ich bin nicht verrückt«, sagte ich, »aber ich kann eine Kanone bedienen und einen Faltar steuern – und ich würde das gern im Dienst für Panga tun, bis ich die Suche nach meiner Frau fortsetzen kann.«

»Deine Frau? Wo ist sie?«

»Sie wurde wie ich von den Falsanern gefangen-genommen, als unser Anotar abgeschossen wurde – aber sie ist in der Nacht vor dem Angriff auf Hor geflohen.«

»Was ist ein Anotar?« fragte er.

»Das ist ein Schiff, das durch die Luft fliegt«, erwiderte ich. »Meine Frau und ich waren auf dem Wege nach Korva, als uns die Falsaner zur Landung zwangen.«

»Ein Schiff, das in der Luft fliegt!« schnaubte der General. »Willst du dich über uns lustig machen?«

»Diese letzte Aussage ist vielleicht sogar richtig«, sagte Banat. »Ich habe mich gestern abend beim Bankett mit einigen falsanischen Offizieren unterhalten, und sie berichteten mir von dieser wunderbaren Erfindung, die sie vom Himmel geschossen hatten. Ein Mann und eine Frau flogen in dem Apparat durch die Luft. Und sie haben mir das erzählt, bevor sie zu trinken begannen«, fügte er schnell hinzu.

»Nun, wenn du für diesen Mann die Verantwortung übernehmen willst, kannst du über ihn verfügen und ihn nach Belieben einsetzen.«

Auf dem Rückweg vertraute ich Banat an, daß ich mich mit den kleinen Erkundungsschiffen mehr zu Hause fühlte als in den größeren Einheiten und daß ich Gefangener an Bord der 975 gewesen war, die hier auf dem Palastplatz stand.

Wir kamen dann auf verschiedene andere Dinge zu sprechen, und er interessierte sich besonders für meine Theorie des Sonnensystems, die ich ihm eingehend erläuterte. Er schien seine Umwelt ausreichend in Zweifel gezogen zu haben, um meine Worte nicht von vornherein abzulehnen, aber es fiel ihm sichtlich schwer. Trotzdem war er beeindruckt von meinen Gedankengängen, und am Ende schien

er ausreichend von meinen Fähigkeiten überzeugt, um mich die 975 fahren zu lassen.

Die nächsten Tage verbrachte ich damit, das Erkundungsschiff wieder in Ordnung zu bringen, wofür Banat sechs Mechaniker abkommandiert hatte. Da er keinen Offizier schickte, führte ich das Kommando.

Etwa zehn Tage später erzählte mir Banat, daß wir mit der Flotte ausrücken mußten. Es sollte ein Angriff auf die Stadt Hangor stattfinden, deren Bewohner während des langen Krieges immer wieder die panganischen Herden gestohlen halten. Die Panganer bereiteten jetzt eine Art Strafexpedition vor, bei der die eroberten falsanischen Schiffe benutzt werden sollten.

Ich erfuhr, daß Hangor etwa achthundert Kilometer östlich von Hor an der Küste lag und daß es vor einigen hundert Jahren von Ausgestoßenen der Städte Hor und Onar – der Hauptstadt Falsas – gegründet worden war. Nachdem der Krieg mit den Falsanern nun vorüber war, planten die Panganer die Vernichtung Hangors, um die Viehdiebstähle ein für allemal zu beenden.

Er teilte mir sechs Leute zu, die die Mannschaft der 975 bildeten, und da wieder kein Offizier dabei war, übernahm ich automatisch das Kommando.

Unterwegs stellte ich fest, daß die Panganer viel von der Präzision und Überlegung vermissen ließen, mit der die Falsaner ihre Schiffe in den Kampf geführt hatten. Die Fahrzeuge fuhren weit auseinander, die kleinen Schiffe leisteten keinen wirksamen Flankenschutz, und die meisten Erkundungsschiffe hielten sich bei der Flotte, anstatt vorauszufahren. Das änderte sich auch bei Annäherung an Hangor nicht.

Wir fuhren gerade an einer niedrigen Hügelkette entlang, als plötzlich eine Flotte schneller Kreuzer und Erkundungsschiffe aus einem Quertal hervorkam. Ehe sich unser Kommandant richtig orientieren konnte, war seine Flotte in zwei Hälften getrennt. Von allen Seiten jaulten Säuregeschosse heran, Strahlenkanonen zischten auf, und die kleinen Erkundungsschiffe schossen ihre Bodentorpedos ab, die mehr als einmal ihr Ziel fanden. Der Überraschungseffekt war gelungen; die Gegenwehr der Panganer blieb minimal. Die Taktik der Hangorier unterschied sich sehr von der der Falsaner. Die schnellen Kreuzer paßten sich der Geschwindigkeit unserer Schlachtschiff an, gingen längsseits und schickten Entertruppen herüber, die den Nahkampf suchten.

Nach kurzer Zeit war die Hälfte unserer Schiffe kampfunfähig gemacht, und die andere Hälfte hatte

die Flucht ergriffen, verfolgt von den schnellen hangorischen Einheiten.

Nach einem kurzen Kampf mit zwei gegnerischen Erkundungsschiffen steuerte ich die 975 in ein kleines Seitental und schlug meinen Männern vor, daß wir uns in den Hügeln verstecken sollten. Aber sie fürchteten, von den Hangoriern gejagt und sofort getötet zu werden und zogen es vor, in Gefangenschaft zu gehen. Ich ließ sie also beim Fahrzeug stehen und machte mich allein davon.

36

Ich wanderte einen kleinen Seitencañon hinauf, bis ich ein günstiges Versteck erreichte. Von hier konnte ich die Ebene übersehen. Ich sah die 975, dessen panganische Mannschaft ihre Gefangenahme erwartete. Überall waren Schiffe auf der Flucht, und überall hatten die schnellen Einheiten der Hangorier die Verfolgung aufgenommen. Es war eine völlige Niederlage, und ich konnte mir vorstellen, daß die Hangorier sich auch weiterhin an den panganischen Herden gütlich tun würden. Ich blieb in meinem Versteck, bis sich die siegreiche Flotte mit ihrer Beute und ihren Gefangenen auf den Heimweg machte.

Meine Flucht war offenbar unbemerkt geblieben. Ich schlich mich wieder zu dem kleinen Erkundungsschiff hinunter, das nun verlassen da lag. Ich bereitete mir eine Mahlzeit und überlegte dabei, was ich jetzt mit dem Schiff anfangen sollte. Vielleicht war es am besten, wenn ich mich nach Onar, der Hauptstadt Falsas, durchschlug, wo ich Duare zu finden hoffte. Wenn ich mich nahe der nördlichen Bergkette hielt, konnte ich vielleicht jede gefährliche Begegnung vermeiden – und wenn

ich erst einmal in Onar war, konnte mir eigentlich nichts mehr geschehen, denn ich hatte ja in der falsanischen Flotte gekämpft, und niemand wußte, daß ich mich anschließend auf die panganische Seite geschlagen hatte.

Nach dem Frühstück am nächsten Morgen machte ich mich daran, die 975 zu inspizieren, doch ich hatte meine Runde noch nicht beendet, als ich lautes Hufgetrappel vernahm. Im nächsten Augenblick war ich von fünfzig wild aussehenden Männern umgeben. Sie ritten Zorats, unheimlich wirkende Tiere, die die Amtorier als Reittiere benutzen, die ich aber nicht als Pferde bezeichnen möchte. Sie erreichen allerdings die Größe eines kleinen Pferdes, haben lange, schlanke Beine und sind schnell und ausdauernd.

Die Reiter waren mit Strahlengewehren und Schwertern bewaffnet. Sie trugen farbenfrohe Lendenschurze und Turbane, die so um ihre Köpfe geschlungen waren, daß ein etwa vierzig Zentimeter langes Ende auf ihrer linken Schulter baumelte. Die Gesichter unter diesen Turbanen starrten mich grimmig an.

»Was tust du da, Panganer!« fragte mich einer der Männer.

»Ich bin kein Panganer«, sagte ich. »Ich versuche dieses Schiff in Gang zu bringen, um damit nach Hangor zu fahren und zu fragen, wie

ich aus diesem Land komme, ohne wieder von den Panganern gefangengenommen zu werden.«

»Du warst Gefangener bei den Panganern?« fragte er.

»Ja«, sagte ich. »Und ich mußte mitfahren, als sie gestern Hangor angriffen.«

»Kann das Schiff noch fahren?«

»Nein«, erwiederte ich. »Es ist nicht mehr zu reparieren.«

»Wenn du kein Panganer bist«, fuhr der Mann fort, »mußt du entweder Falsaner oder Maltorier sein.«

»Oh, ich komme aus einem anderen Land«, sagte ich.

»Du kommst nicht von Anlap?«

»Nein«, erwiederte ich, »sondern aus Kalifornien. Das ist ein kleines Land, das gegen niemanden Krieg führt, und ganz bestimmt nicht gegen Hangor.«

Zwei der Männer stiegen ab und entwaffneten mich – und dann mußte ich mich hinter einem Reiter in den Sattel schwingen. Der Trupp machte sich auf den Weg nach Hangor.

Die Zorats sind sehr ausdauernde Tiere, und wir legten ohne Pause etwa zwanzig Kilometer zurück, ehe wir kurz vor Einbruch der Dunkelheit ein

Lager erreichten. Es lag in einem Wald an einem Flussufer, und in einem Cañon auf der anderen Seite erblickte ich eine große Herde amtorischen Viehs.

In dem Lager der Viehtreiber, die zugleich Soldaten waren, gab es auch zahlreiche Frauen, die jetzt die Abendmahlzeit zubereiteten. Allerdings wurde nur das Gemüse gekocht, das Fleisch wurde roh gegessen.

Rauhe Sitten herrschten im Lager, und schon während des Essens gab es mehrere blutige Kämpfe, bei denen es hauptsächlich um Frauen ging. Ein Mann wurde übel zugerichtet, nur weil er eine Frau zu lange angesehen hatte. Obwohl also die lächerlichste Provokation genügte, um eine harte Auseinandersetzung heraufzubeschwören, wurde nur mit Händen und Füßen gekämpft, und es galt als unehrenhaft, seinen Gegner zu töten. Wurde dieses ungeschriebene Gesetz überschritten, dann war auch der unglückliche Sieger dem Tode verfallen.

Nach dem Essen entstand eine lebhafte Diskussion um mich und um die Lage von Kalifornien.

»Das ist ein kleines Land, das nicht mit uns im Krieg steht«, erklärte einer der Männer, die mich gefangengenommen hatten, »und er will sich in Hangor erkundigen, wie er dieses Land verlassen und nach Kalifornien zurückkehren kann.«

Diese Bemerkung stieß auf allgemeine Heiterkeit.

»Du mußt dich sofort an Jeft wenden, wenn du nach Hangor kommst«, sagte einer der Männer. »Du mußt ihm sagen, daß du jemand suchst, der dir den Weg nach Kalifornien zeigt.« Wieder brachen die Männer in wieherndes Gelächter aus.

»Was ist daran so lustig?« fragte ich.

»Du würdest es auch lustig finden, wenn du schon von Jeft gehört hättest.«

»Wer ist Jeft?«

»Er ist unser König. Seit seiner Ernennung ist noch kein einziger Sklave aus Hangor entkommen.«

»Ihr wollt mich also nach Hangor bringen und dort zum Sklaven machen?« fragte ich.

»Natürlich.«

»Bist du schon einmal Sklave gewesen?« fragte ein anderer.

»Ja«, sagte ich.

»Trotzdem wirst du erst richtig wissen, was Sklaverei ist, wenn du bei Jeft in Diensten stehst.«

Etwas später legten wir uns schlafen. Ich war nicht allzu beunruhigt, denn in einer solchen Situation war ich nicht zum erstenmal.

Am nächsten Morgen wurde ich in Begleitung von fünf Wächtern nach Hangor gebracht. Wir erreichten die Stadt am späten Nachmittag.

Hangor war eine relativ kleine befestigte Stadt mit engen, krummen, schmutzigen Straßen und Häusern. Schlampige Frauen saßen in den Türen, und schmutzige Kinder spielten im Dreck der Straße.

Ich wurde sofort zum Haus des Jong gebracht, das ein wenig größer war als die anderen Behausungen, das aber auch keinen besseren Eindruck machte.

Jeft saß in einem offenen Hof. Er war ein riesiger, brutal wirkender Mann mit schmutzigem Lendentuch und einem schmutzigen Turban. Er trank aus einem gewaltigen Kelch, wobei ihm die Flüssigkeit über das Kinn und die nackte behaarte Brust lief.

»Was haben wir denn da?« rief er.

»Ein Mann aus Kalifornien, der den Panganern während des Kampfes vorgestern entkommen ist«, erklärte einer meiner Begleiter.

»Aus Kalifornien, soso«, sagte Jeft. »Ich habe schon lange auf die Gelegenheit gewartet, einen Zoratdieb aus Kalifornien in die Hände zu bekommen.«

»Oh«, sagte ich, »dann kennst du Kalifornien also?«

»Natürlich kenne ich Kalifornien!« brüllte er. »Wer behauptet das Gegenteil? Willst du mich einen Lügner schimpfen? Was soll das eigentlich? Kommst hier herein und nennst mich einen Lügner!«

»Das habe ich nicht getan!« sagte ich. »Ich freue mich nur, daß du Kalifornien kennst.«

»In Wirklichkeit glaubst du gar nicht, daß ich Kalifornien kenne – also bist du ein Lügner! Was soll das, warum willst du hier Schwierigkeiten machen, he?«

Als ich nicht sofort antwortete, steigerte er sich in einen neuen Wutanfall hinein: »Warum sagst du nichts?«

»Was hat das für einen Sinn, wenn du doch schon alle Antworten kennst? Du kennst sogar ein Land, von dem du nie vorher gehört hast und das auf einer Welt liegt, die vierzig Millionen Kilometer entfernt ist. Du bist ein Großmaul, Jeft, und wenn ich dich bisher noch nicht einen Lügner geschimpft habe, dann möchte ich das jetzt nachholen.«

Ich wußte, daß ich von diesem Mann sowieso keine Gnade erwarten durfte und daß sich meine Lage nicht verbessern würde, was ich auch sagte. Er war ein engstirniger Choleriker und ich hatte genug von ihm – was auch kommen mochte. Doch

mein Ausbruch hatte eine völlig überraschende Wirkung; meine Worte nahmen ihm sichtlich den Wind aus den Segeln, und er schien in sich zusammenzufallen. Er nahm einen großen Schluck, um seine Verblüffung zu verbergen, und sagte dann: »Bringt ihn zu Stalar. Der soll dafür sorgen, daß er ordentlich arbeitet.«

Stalar war ein großer Mann, der sich mit zwei Strahlenpistolen gegen seine Sklaven gewappnet hatte. Seine dicht zusammenstehenden Augen musterten mich eindringlich, und seine grausamen Lippen waren zusammengepreßt. Auf dem Tisch lag eine schwere Peitsche.

»Woher kommst du?« fragte er.

»Aus Kalifornien«, sagte ich.

Er sprang auf und griff nach der Peitsche. »Lüge mich nicht an! Du bist ein Panganer!«

Ich zuckte die Achseln. »Na gut, wenn du es besser weißt. Was ihr verdreckten Hangorier denkt, ist mir doch egal.«

Bei diesen Worten kam er um den Tisch herum, die Peitsche in der Hand. »Du mußt wohl erst einmal lernen, dich zu benehmen, wie?« knurrte er.

Ich schaute ihm direkt in die Augen. »Wenn du mich damit schlägst, töte ich dich auf der Stelle. Und glaube nicht, daß ich das nicht schaffe – versuch's nur!«

Der feige Bursche wich zurück. »Wer hat denn hier etwas von Schlagen gesagt?« fragte er. »Ich will dir nur ein gutes Benehmen beibringen – und das werde ich auch. Aber im Augenblick habe ich keine Zeit. Los, ab ins Lager!« Und er schloß eine Tür in der Außenwand auf, hinter der sich ein großer Sklavenhof auf tat. Fast alle hier versammelten Sklaven waren gefangene Panganer.

Mein Blick fiel sofort auf Banat, den panganischen Offizier, mit dem ich mich etwas angefreundet hatte. »Ich dachte, du wärst entkommen«, sagte er niedergeschlagen.

»Das hatte ich auch gehofft, aber dann bin ich in die Hände von hangorischen Viehtreibern gefallen. Wie ist die Behandlung hier?«

Er wandte mir den Rücken zu und zeigte mir einige blutige Striemen.

»Ich glaube nicht, daß ich mir das gefallen lasse«, sagte ich.

»Da solltest du lieber vorsichtig sein. Gestern haben zwei Männer gemeutert. Sie wurden auf der Stelle erschossen. Einige der Wächter lassen nicht mit sich spaßen.«

Nach einiger Zeit kamen Frauen in das Lager und brachten uns etwas zu essen. Ich erfuhr, daß die Sklavinnen nebenan untergebracht waren.

Am nächsten Morgen begann die Arbeit. Wir mußten aus Lavafelsen Steine heraushauen, die zum Bau einer neuen Stadtmauer verwendet werden sollten. Fünfundzwanzig oder dreißig Sklaventreiber mit Strahlenpistolen und Peitschen wachten über uns, und wenn ein Mann sich nur einmal den Schweiß von der Stirn wischte, erhielt er schon einen Schlag auf den Rücken. Ich arbeitete in einiger Entfernung von der neuen Mauer, konnte aber erkennen, daß dort Sklavinnen an der Arbeit waren und Mörtel zubereiteten.

»Wie arbeitet der Sklave hier?« fragte Stalar und trat neben den Aufseher, der über uns wachte.

»Bisher recht gut«, sagte der Mann. »Er ist sehr stark und kann einen Stein allein aufheben, den normalerweise zwei Sklaven tragen.«

»Behalte ihn im Auge und nimm ihn dir ordentlich vor, wenn er Schwierigkeiten macht. Ich kann dir sagen, daß der Bursche gefährlich ist.« Dann wanderte er weiter.

»Was hat Stalar gegen dich?« fragte der Wächter, nachdem der Oberaufseher außer Hörweite war.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte ich. »Wahrscheinlich hält er mich für einen Panganer.«

»Und bist du das nicht?«

»Nein«, erwiderte ich, ohne bei der Arbeit innezuhalten. Es hatte keinen Sinn, diesen Mann gegen mich aufzubringen – das hätte meine Fluchtchancen noch weiter vermindert.

»Stalar ist bösartig«, vertraute mir der Mann an. »Und er hat irgend etwas gegen dich.«

»Offenbar will er, daß du es mir heimzahlst«, sagte ich.

»Da hast du wahrscheinlich recht, aber wenn du deine Arbeit weiter so ordentlich machst, tue ich dir nichts. Mir macht es keinen Spaß, hier mit der Peitsche herumzuhauen.«

Nachdem ich einige Steine zugehauen hatte, befahl mir mein Aufseher, sie zur Mauer hinüberzubringen. Ich nahm einen Stein auf und stellte ihn neben einer Sklavin ab, die ein Mörtelbett bereitete. Sie wandte sich um, und das Herz schlug mir bis zum Halse – es war Duare!

Ich wollte eben den Mund aufmachen, als sie einen Finger an die Lippen legte.

Schon spürte ich einen heftigen Schmerz auf dem Rücken, und als ich mich umwandte, sah ich mich dem Wärter gegenüber, der die Arbeiten an diesem Teil der Mauer beaufsichtigte. »Was lungerst du hier herum?« fragte er.

Ich bezähmte meine Wut, indem ich an Duare dachte, drehte mich um und machte mich auf den Weg, einen neuen Stein zu holen. Noch im Weggehen schlug der Mann erneut nach mir, so daß mir das Blut über den Rücken lief.

Als ich zu meinen Steinen zurückkam, warf mein Wächter einen erstaunten Blick auf die Striemen. »Woher hast du sie?« fragte er.

»Der Aufseher an der Mauer hat gesagt, ich hätte herumgelungert, und du weißt, daß das nicht stimmt.«

»Gut, ich komme beim nächstenmal mit.«

Ich nahm zwei weitere Steine auf und machte mich in Begleitung meines Wächters wieder auf den Weg zur Mauer. Als ich meine Last neben Duare absetzte, flüsterte ich ihr zu: »Nur Mut! Ich finde schon einen Ausweg.«

Als ich mich aufrichtete, kam der Mauerwächter schon mit erhobener Peitsche auf mich zu. »Na, machst du schon wieder Pause?« fragte er.

»Er hat keine Pause gemacht!« sagte mein Aufseher. »Laß ihn in Ruhe – er gehört zu meinen Leuten.«

»Ich schlage jeden, wenn es mir Spaß macht!« sagte der Mauerwächter, »auch dich, da wir schon dabei sind.« Und er machte Anstalten, meinen Wächter

über den Kopf zu schlagen. Mir riß die Geduld, und ich sah rot. Ich sprang den Mann an und riß ihm die Peitsche aus der Hand. Er war so überrascht, daß er sich nicht wehrte. In der nächsten Sekunde hatte ich auch seine Strahlenpistole an mich genommen. Es war Wahnsinn, aber ich konnte nicht mehr an mich halten.

Schon kam Stalar herbeigeeilt. »Was ist hier los?« fragte er erregt.

»Dieser Sklave hat versucht, mich umzubringen!« sagte der Mauerwächter. »Man sollte ihn zu Tode prügeln!«

Duare starnte mich entsetzt an. Sie fürchtete um mein Leben. Auch ich hatte im Moment das böse Gefühl, daß ich mich zu weit vorgewagt hatte. Meine bisherigen Erfahrungen mit diesen grausamen Aufsehern brachten mich zu dem Schluß, daß Stalar dem Vorschlag des Mauerwächters wahrscheinlich folgen würde.

Aber da schaltete sich mein Aufseher ein. »An deiner Stelle würde ich das nicht tun, Stalar«, sagte er. »Der Wächter hat mich angegriffen. Dieser Sklave hat mir geholfen und den Mann entwaffnet. Schaden wollte er ihm nicht.«

Es war deutlich zu sehen, daß Stalar wütend war, aber er sagte nur: »Geht alle wieder an die Arbeit, und daß mir so etwas nicht noch einmal

vorkommt!« Sein Blick fiel auf Duare, und er hob die Peitsche. »Los, Sklavin!« schnappte er. Ich trat schützend zwischen ihn und das Mädchen, und Stalar- zögerte. Er wußte nicht, wie nahe er in diesem Augenblick dem Tode war.

»An die Arbeit«, wiederholte er lahm und machte auf dem Absatz kehrt.

Ich ging mit meinem Wächter zu meinen Steinen zurück. »Das war sehr freundlich von dir«, sagte ich, »und ich muß dir vielmals danken. Wirst du jetzt auch keine Schwierigkeiten bekommen?«

»Nein, ich glaube nicht. Jeft ist mein Onkel.«

Ich starrte ihn überrascht an. »Du schlägst aber gar nicht nach ihm!« platzte ich heraus.

Zu meiner Erleichterung grinste er nur. »Meine Mutter war eine panganische Sklavin – wahrscheinlich bin ich nach ihr geraten. Die Paganer sind kein grausames Volk.«

Der Aufseher, der übrigens Ornat hieß, hatte sich derart freundlich gezeigt, daß ich es wagte, ihn um einen Gefallen zu bitten. Ich wollte eben die Sprache auf mein Anliegen bringen, als er mir schon entgegenkam.

»Warum hast du dich für das Sklavenmädchen eingesetzt?« fragte er. »Du hast dir selbst doch schon genügend Schwierigkeiten bereitet.«

»Sie ist meine Frau«, sagte ich. »Wir wurden von den Falsanern gefangengenommen und dann getrennt. Ich hatte keine Ahnung, was aus ihr geworden war, bis ich sie plötzlich hier entdeckte. Ich wünschte, ich könnte mit ihr sprechen.«

Er dachte einen Augenblick nach und sagte dann: »Ich denke, ich kann das arrangieren. Du bist ein guter Arbeiter, und ich glaube nicht, daß du Unfrieden stiften würdest, wenn man dich in Ruhe arbeiten ließe. Du hast heute sehr viel geleistet – mehr als jeder andere Sklave hier.«

38

Am Abend stellte ich fest, daß Ornat das Kommando über die Frauen hatte, die uns das Essen brachten. Er rief mich zu sich, und als ich seiner Aufforderung folgte, stellte ich fest, daß Duare bei ihm war.

»Hier ist deine Frau«, sagte Ornat. »Sie darf während des Essens bei dir bleiben – und du brauchst dich nicht zu beeilen.«

Ich nahm Duare bei der Hand. Wir setzten uns etwas von den anderen Sklaven und setzten uns.

Nach langem Schweigen sagte Duare: »Ich habe nicht erwartet, dich jemals wiederzusehen. Welches verrücktes Schicksal führt uns hier zusammen?«

»Erzähle, was dir widerfahren ist!« sagte ich. »Du hast doch Vantor getötet, nicht wahr?«

Sie nickte. »Ja. Es war nachts. An Bord schlief alles – auch der Wächter an der Tür. Ich wanderte einfach hinaus – aber ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte. Ich legte mich also ins hohe Gras und versteckte mich. Als ich am Morgen aufwachte, sah ich die falsanische Flotte im Osten

verschwinden. Ich folgte ihr langsam zu Fuß, um nicht von dir getrennt zu werden. Natürlich verlor ich die Schiffe aus den Augen.

Am Nachmittag kam plötzlich ein kleines Erkundungsschiff auf mich zu, und ich wurde von den Hangoriern gefangengenommen. Sie waren offensichtlich auf Erkundungsfahrt, ließen sich aber keine Gelegenheit entgehen, etwas mitzunehmen. Wir fuhren weiter nach Westen und stießen bald auf unseren Anotar. Ich erklärte ihnen die Maschine, und sie glaubten mir nicht. Einer der Burschen steigerte sich in einen entsetzlichen Wutanfall, weil er glaubte, daß ich ihn belog. Manchmal habe ich das Gefühl, diese Kerle sind nicht ganz normal.«

Ich konnte nur nicken. »Weiter«, sagte ich.

»Mehr ist nicht zu erzählen. Die Burschen nahmen alles mit, was irgendwie mitzunehmen war, zerschlugen die Instrumente und den Motor und fuhren dann nach Hangor zurück – und hier bin ich.«

»Wenigstens sind wir wieder zusammen«, sagte ich. »Das ist schon ein Anfang. Jetzt können wir Fluchtpläne schmieden. Wir sind ja nicht zum erstenmal in einer solchen Lage.«

»Aber es ist alles so hoffnungslos. Selbst wenn wir den Hangoriern entkommen – wie wollen wir ohne den Anotar das Land verlassen? Wie ich gehört

habe, sind die Berge im Süden unüberwindlich. Außerdem ist das Land voller Feinde.«

»Ich gebe trotzdem die Hoffnung nicht auf. Außerdem haben wir noch einen Helfer, einen panganischen Offizier, mit dem ich Freundschaft geschlossen habe. Wir drei stellen vielleicht etwas auf die Beine. Übrigens – wo bist du untergebracht?«

»Auf der anderen Seite der Mauer«, erwiderte sie. »Die Lager der Sklaven und Sklavinnen liegen nebeneinander. Wie ich gehört habe, hat es bis vor kurzem nur ein Lager geben, aber als die Kämpfe zunahmen und zu viele Männer dabei getötet wurden, wurden Männer und Frauen getrennt.«

Inzwischen hatten die Sklaven ihre Mahlzeit beendet, und die Frauen waren wiedergekommen, um die leeren Schalen abzuholen. Ornat machte Duare ein Zeichen. Wir standen auf, und ich nahm das Mädchen eine Sekunde lang in die Arme; dann war sie verschwunden.

Das Wiedersehen mit ihr hatte mir neue Hoffnung gegeben. Wie ich diese Hoffnung allerdings in die Wirklichkeit umsetzen sollte, wußte ich noch nicht.

Am nächsten Morgen teilte mich Stalar für eine andere Arbeit ein. Ich wurde mit einigen Sklaven, die er aus irgendeinem Grunde nicht mochte, zu einem großen Corral geschickt, in dem Zorats gehalten

wurden. Der Corral war derart mit Schmutz und Kot angefüllt, daß die Tiere knietief darin versanken und sich nur mit größter Mühe bewegen konnten.

Obgleich die Arbeit ekelerregend war, bot sie doch einen Vorteil. Die Wächter blieben uns vom Leibe und konnten uns also nicht ständig mit ihren Peitschen im Nacken sitzen. Sie hockten statt dessen auf dem Corralzaun und verfluchten uns lauthals.

Diese Distanz zwischen Wächtern und Sklaven bestand allerdings nur, wenn wir die Karren beluden; anschließend mußten wir sie etwa zwei Kilometer aus der Stadt hinausfahren, wo die Ladung später als Düngemittel auf den Feldern benutzt werden sollte. Während wir mit den Karren unterwegs waren, kamen die Aufseher wieder an uns heran und versuchten die verlorene Zeit natürlich aufzuholen. Einer der Burschen stellte bald fest, daß ich stärker und schneller als die anderen Sklaven war, und kümmerte sich ganz besonders um mich. Er machte sich einen Jux daraus und wettete mit einem anderen Aufseher, daß ich schneller laden, schwerere Karren ziehen und die Karren schneller entladen könnte als die anderen Sklaven – und um mich richtig anzutreiben, machte er freizügig Gebrauch von seiner Peitsche.

Ich wehrte mich nicht, weil ich an Duare denken mußte; ich durfte nicht zulassen, daß mir jetzt noch etwas zustieß.

Der andere Wächter hatte sich einen stämmigen Sklaven herausgesucht und wettete auf ihn, und er beugte sich über ihn und schlug wütend auf ihn ein, um ihn anzutreiben. Bei der Wette ging es um die Anzahl der Ladungen, die wir bis Anbruch der Dunkelheit noch auf die Felder schafften, und um einen bestimmten- Geldbetrag für jede Ladung, die der Sieger mehr transportierte.

Es wurde bald klar, daß ich meinem Wächter Geld einbringen würde, der natürlich nicht genug bekommen konnte und mich derart mit der Peitsche bearbeitete, daß mein Rücken bald eine einzige blutige Wunde war.

Trotz aller Wut und Schmerzen hielt ich mich sehr lange zurück. Aber schließlich kam der Augenblick, da ich genug hatte. Auf einer Fahrt erreichten wir die Felder, nachdem die anderen gerade den Rückweg zur Stadt angetreten hatten, so daß wir ganz allein waren. Trotz meiner guten Konstitution war ich jetzt dem Zusammenbruch nahe, und ich wußte, daß mich der Wächter über kurz oder lang umbringen würde, wenn ich der Sache nicht ein Ende machte. Als wir das Feld erreichten, wandte ich mich um und starrte ihn an. »Wenn du nicht so dumm wärst«, sagte ich, »würdest du nicht

deine und meine Energie mit Peitschenschlägen vergeuden. Ich bin bald mit den Kräften am Ende, und was machst du dann?«

»Mund halten, du Faulpelz!« schrie er und kam mit erhobener Peitsche auf mich zu.

Ich hob die Gabel, mit der ich den Karren beladen hatte, und stieß ihm die Spitzen in die Brust. Ich mußte das Herz getroffen haben, denn der Mann ging sofort zu Boden und war tot. Ich beugte mich über ihn, nahm ihm die Strahlenpistole ab und versteckte sie unter meinem Lendenschurz. Dann machte ich mich daran, die Ladung des Karrens über ihn zu häufen, so daß er schließlich nicht mehr zu sehen war.

39

Ich hatte einen Aufseher ermordet und konnte mir die Strafe vorstellen, wenn die Tat jemals entdeckt wurde. Ich hoffte, daß ich vor den Folgen meines Verbrechers verschont blieb, und solange die Leiche nicht zum Vorschein kam, konnte niemand genau wissen, daß sich tatsächlich ein Verbrechen ereignet hatte. Trotzdem war ich ein wenig nervös, als ich jetzt allein zum Corral zurückkehrte und der andere Wächter, der die Wette angenommen hatte, auf mich zukam.

»Wo ist dein Aufseher?« fragte er.

»Er ist dir hierher gefolgt«, sagte ich. »Er glaubte, daß du deinem Sklaven von anderen Sklaven beim Beladen helfen läßt, und wollte dich dabei erwischen.«

»Er ist ein Lügner!« schnappte der Mann und sah sich um. »Aber wo ist er?«

»Er muß hier irgendwo stecken«, sagte ich. »Jedenfalls ist er nicht mehr bei mir.« Und damit begann ich erneut meinen Karren zu beladen.

Das Verschwinden meines Wächters hätte sicher große Aufregung hervorgerufen, wenn der andere Wächter die Nachricht weitergegeben hätte. Aber in seiner Gier behielt er alles für sich und forderte mich auf, langsamer zu arbeiten, sonst würde er mich zu Tode prügeln.

»Wenn du mich vor den anderen Wächtern schützt«, sagte ich, »arbeite ich gern so langsam, daß du die Wette gewinnst.«

»Na also – dann mal los«, sagte er, und ich machte mir einen schönen Nachmittag.

Am Abend war der Aufseher allerdings ziemlich beunruhigt. Er hatte seine Wette zwar gewonnen, aber es gab niemanden, dem er seinen Gewinn hätte abnehmen können.

»Bist du sicher, daß dein Wächter hier zum Corral gegangen ist?« fragte er mich.

»Dahin wollte er jedenfalls, als er mich verließ«, erwiderte ich. »Natürlich habe ich so sehr gearbeitet, daß ich nicht weiter auf ihn achtete.«

»Seltsam«, sagte er. »Ich verstehe das nicht.«

Als die Sklavinnen unser Abendessen brachten, ließ sich Ornat nicht blicken. Duare reichte mir meine Schale. Ich hatte Banat schon vorher meinen Plan für die Nacht erklärt, und er wollte mit uns fliehen.

Jetzt stellten wir uns so vor Duare, daß sie von den Wächtern nicht mehr gesehen werden konnte, und vorsichtig bewegten wir uns in eine dunkle Ecke des Lagers.

Duare setzte sich, und wir setzten uns vor sie, so daß sie von niemandem mehr gesehen werden konnte. Es gab überhaupt nur zwei Wächter, von denen einer mit den Frauen wieder abziehen würde. Es blieb also nur ein Aufseher, der sicher ziemlich schlaftrig war. Er vertraute darauf, daß die Sklaven zu müde waren, um Unruhe zu stiften.

Während des Essens erklärte ich Duare meinen Plan. Sie starrte mich die ganze Zeit über entsetzt an. »Was ist denn los?« fragte ich.

»Deine Wunden – es ist schrecklich! Man hat dich ganz fürchterlich zugerichtet!«

»Der Mann, der mir das angetan hat, lebt nicht mehr«, sagte ich, »und ich habe seine Pistole hier unter meinem Lendenschurz. Die Striemen heilen schnell wieder, und jetzt haben wir eine Fluchtchance!«

»Ich bin froh, daß du ihn umgebracht hast«, sagte sie.

Nach einiger Zeit kamen die Frauen zurück und sammelten die leeren Schalen wieder ein. Wir drückten die Daumen, daß keine der Sklavinnen Duares Abwesenheit bemerkte und sie womöglich

verriet, aber niemand schien sie zu vermissen. Die Frauen waren bald wieder verschwunden, und unser Wächter war allein.

Wir warteten fast bis Mitternacht, bis wir ganz sicher waren, daß alle Sklaven schliefen. Der Wächter hatte sich mit dem Rücken gegen den Pfosten des Tores gelehnt, das zu dem Zoratcorral führte, in dem ich heute den ganzen Tag gearbeitet hatte. Ein zweites Tor führte zur Stadt und ein drittes in das Lager der Frauen; doch diese Tore wurden nicht bewacht, da sie nicht in die Freiheit führten. Ich stand auf und ging auf den Wächter zu, der mich erst sah, als ich dicht vor ihm stand. Dann sprang er erschrocken auf.

»Was willst du hier, Sklave?« fragte er.

»Pst!« sagte ich. »Ich habe gerade etwas gehört, das du wissen solltest.«

»Und was ist das?«

»Nicht so laut! Ich habe gehört, daß drei Sklaven heute nacht fliehen wollen. Und einer der drei will dich umbringen. Schau, da rechts!« Er gehorchte, und ich zog meine Pistole und drückte ihm die Mündung auf das Herz und feuerte. Er sank lautlos zu Boden.

Ich richtete ihn schnell auf, so daß er wieder am Torpfosten saß. Dann nahm ich ihm seine Pistole ab und winkte Duare und Banat zu.

Wortlos ließ ich sie durch das Tor, folgte ihnen hinaus und schloß es wieder hinter mir. Ich gab Banat die zweite Pistole.

Wir schlichen uns vorsichtig an den Korral heran, in dem die Zorats eingesperrt waren. Langsam bewegten wir uns zwischen den Tieren, die sehr nervös waren. Wir flüsterten ihnen beruhigend zu und fingen uns drei Reittiere ein, indem wir sie bei den Ohren ergriffen. Einen Zorat reitet man ohne Sattel oder Steigbügel; gelenkt wird er an den Ohren. Ein Zug am rechten Ohr bedeutet ‚rechts‘, ein Zug am linken Ohr natürlich ‚links‘, und wenn man an beiden Ohren zieht, bleibt das Tier stehen. Angetrieben wird es mit den Absätzen.

Da der Corral der Zorats außerhalb der Stadtmauern lag, waren wir bereits frei – und kaum hatten wir uns etwas von Hangor entfernt, als wir unseren Tieren auch schon die Sporen gaben und durch das Tal galoppierten. Wir durften uns und den Zorats heute nacht keine Ruhe gönnen, denn bei Tagesanbruch mußten wir das Lager der Viehtreiber schon passiert haben, wenn wir einigermaßen in Sicherheit sein wollten.

Es war ein anstrengender Ritt. Uns beflügelte jedoch der Atem der Freiheit. Die Hügel zu unserer Linken dienten uns zur Orientierung.

Duare und ich ritten voran, während Banat die Nachhut bildete. Die Hufe der Zorats waren auf

dem weichen Grund kaum zu hören, und wir jagten wie Gespenster durch die Dunkelheit.

Kurz darauf kam Banat nach vorn. »Wir werden verfolgt!« sagte er. »Ich habe eine Anzahl von Reitern gesehen. Sie kommen schnell näher.«

»Gib mir deine Pistole«, sagte ich. »Dann reitest du mit Duare voran. An Bord der 975 gibt es ausreichend Waffen und Munition.«

»Nein!« sagte Duare entschieden. »Ich verlasse dich nicht. Wir bleiben zusammen bis zum Ende!«

Da ich wußte, daß es keinen Sinn hatte, jetzt mit ihr zu streiten, drängte ich nur zur Eile.

Die Zorats sind keine schönen Tiere, aber als Reittiere sind sie unübertroffen. Sie erreichen fast die Geschwindigkeit von fliehendem Rotwild, wobei sie nur langsam ermüden. Allerdings hatten wir nun schon eine ziemlich lange Strecke zurückgelegt, und ich wußte nicht, wie lange sie noch durchhielten.

Als ich mich einmal umdrehte, glaubte ich hinter mir ein ganzes Heer von Reitern zu erkennen, das sehr schnell näherkam. »Da werden wir wohl kämpfen müssen«, sagte ich zu Banat.

»Ja, wir können ein paar von den Burschen erledigen, ehe sie uns töten«, sagte er grimmig.

»Ich gehe auf keinen Fall nach Hangor zurück«, sagte Duare. »Um nichts in der Welt! Töte mich, ehe

sie mich gefangennehmen, Carson, versprichst du mir das?«

»Wenn ich falle«, sagte ich, »reitest du zur 975.« Dann beschrieb ich ihr, wie der Motor in Gang zu setzen war, der dem des Anotars sehr ähnelte. Nach kurzer Diskussion brachte ich Duare dazu, mir zu versprechen, daß sie nach meinem Tode versuchen würde, das Schiff zu erreichen und einen Paß über die südlichen Berge zu finden.

Und dann hatten uns die Verfolger eingeholt.

40

Als ich mich darauf vorbereitete, mein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen, hörte ich Banat plötzlich lachen, und gleich darauf mußte ich ebenfalls lachen.

»Was soll das?« fragte Duare konsterniert.

»Schau«, sagte ich, »unsere Verfolger sind die Zorats, die sich aus dem Corral befreit haben und ihren Artgenossen gefolgt sind.«

Gegen Morgengrauen hatten wir das Lager der Viehtreiber passiert, und kurz nach Sonnenaufgang sahen wir die 975, wo wir sie zurückgelassen hatten. Ich hatte befürchtet, daß die Viehtreiber das Fahrzeug beschädigt hätten, doch als wir es untersuchten, fanden wir alles in bester Ordnung. Wir ließen unsere Zorats erst frei, nachdem wir den Motor in Gang gebracht hatten. Die Tiere gingen ein paar Schritte beiseite und begannen mit ihren Artgenossen zu grasen.

Ich ließ Banat und Duare an der Backbord- und Steuerbordkanone Platz nehmen, für den Fall, daß wir in einen Kampf verwickelt wurden, was niemand von uns hoffte.

Banat wollte natürlich gern nach Hor zurück, wo er mir ein freundliches Willkommen zusicherte. Aber ich wollte Duare um keinen Preis wieder in Gefahr bringen. Da ich nicht wußte, ob Hor etwa wieder in der Hand der Falsaner war, versprach ich Banat, ihn in der Dunkelheit bis nahe an die Stadt heranzufahren, 'so daß er sie mühelos zu Fuß erreichen konnte. Er war mit diesem Vorschlag einverstanden.

»Ich hätte euch gern gezeigt, wie gastfreundlich unsere Stadt sein kann«, sagte er, »aber ich kann deine Vorsicht verstehen.«

»Oh, wir haben die Gastfreundschaft Hors schon erlebt«, erwiderte ich.

Banat lachte. »Wir sind nicht ganz die Dummköpfe, für die uns die Falsaner halten.«

»Seht!« sagte Duare aufgeregt. »Da kommt ein Schiff!« Wir starrten angestrengt hinaus und entdeckten Steuerbord voraus ein kleines Erkundungsschiff, das sich uns mit großer Geschwindigkeit näherte.

»Einen Kampf können wir umgehen, wenn wir umdrehen und fliehen«, sagte ich. »aber das hätten wir nicht so gern.«

»Dann müssen wir kämpfen!« sagte Duare.

»Kannst du den Schiffstyp ausmachen, Banat?« fragte ich.

Er schaute sich das Schiff eine Zeitlang an und sagte dann: »Das ist ein hangorisches Piratenschiff. Die Burschen sind wirklich schnell. Ich möchte bezweifeln, daß ihnen die 975 davonfahren könnte.«

Ich schwenkte unser Fahrzeug herum und hielt direkt auf den Fremden zu, und als wir in Schußweite waren, begann Duare chemische Geschosse abzufeuern. Gleich mit dem ersten Schuß erzielte sie einen Volltreffer auf der Brücke des Gegners, und als sie gleich darauf mit der Strahlenkanone nachsetzte, wußte ich, daß der Fahrer getroffen war. Das Schiff wich plötzlich nach links aus und zeigte uns seine Steuerbordflanke. Duare landete mehrere weitere Säureschüsse und feuerte sofort mit ihren Strahlenkanonen hinterher.

In der Zwischenzeit hatte Banat das Steuerbord-Torpedorohr geladen und drückte auf den Feuerknopf. Der Torpedo hielt geradewegs auf sein Ziel zu, und die nun folgende Explosion sprengte das fremde Schiff fast auseinander.

Der Kampf war kurz, aber heftig gewesen, und ich war froh, daß wir unsere Reise fortsetzen konnten. Wir fuhren einige Meilen und hielten dann an, um die 975 von außen zu untersuchen. An mehreren

Stellen hatten chemische Geschosse ihre Spuren hinterlassen, und wir nahmen uns die Zeit, die Isolierschicht zu erneuern.

Später fragte ich Banat, ob es wirklich stimmte, daß noch niemand die südlichen Berge überquert hätte, und ob er nicht irgendwann einmal einen Paß bemerkt hätte.

»Soweit ich weiß«, sagte er, »hat niemand bisher die Berge bestiegen. Ein oder zweimal haben unsere Viehtreiber berichtet, daß die Wolken aufstiegen und den Blick freigaben auf einen niedrigen Einschnitt in der Bergkette.«

»Hast du eine Vorstellung, wo dieser Paß liegt?« fragte ich.

»Etwas weiter südlich von Hor«, erwiderte er. »Dort liegt auch unser bestes Weideland.«

»Nun, dann können wir nur hoffen, daß die Wolken auch aufsteigen, wenn wir kommen«, sagte ich. »Auf jeden Fall müssen wir über die Berge!«

»Ich wünsche euch Glück«, sagte Banat, »und ihr werdet es nötig haben.«

»Wieso?«

»Wegen der Wolkenmenschen«, sagte er.

»Was sind das für Leute?« fragte ich. »Ich habe nie von ihnen gehört.«

»Sie leben in den von Wolken umhüllten Bergen. Sie kommen herab und stehlen gelegentlich unser Vieh. Ihre Körper sind fast völlig in Pelze gehüllt; die einzigen Öffnungen darin sind für die Augen und den Mund und die Nase. Sie vertragen unsere trockene Atmosphäre nicht. Ganz früher glaubten die Menschen, daß sie Pelzwesen wären. Aber dann wurde einer der Männer getötet, und wir stellten fest, daß sie eine sehr dünne Haut ohne Poren haben. Man nimmt an, daß sie durch Nase und Mund schwitzen.«

»Warum sollten wir vor diesen Menschen Angst haben?« fragte ich.

»Es gibt eine Legende, wonach sie Menschenfleisch essen«, erwiderte er. »Das mag natürlich nur ein Märchen sein, aber man weiß es nicht.«

»Gegen die 975 hätten sie keine Chance«, sagte Duare.

»Ihr müßt das Schiff vielleicht zurücklassen«, sagte Banat. »Es ist nicht gerade für die Berge geeignet.«

Einige Zeit nach Anbruch der Dunkelheit erreichten wir Hor. Banat versuchte noch einmal, uns zu einem Besuch der Stadt zu überreden, aber ich blieb fest.

»Ich möchte das Risiko nicht eingehen«, sagte ich. »Wenn wirklich die Falsaner in der Stadt sind,

werden sie einen fremden Lantar nicht ziehen lassen, ohne die Verfolgung aufzunehmen.«

»Nun, ich kann dich verstehen«, sagte Banat. Nachdem er mir noch einmal für die Hilfe bei der Flucht gedankt hatte, wanderte er zu Fuß in die Dunkelheit davon und war bald verschwunden.

Wir setzten unsere Fahrt nach Süden fort. Wir freuten uns, daß wir es schon bis hierher geschafft hatten. Zugleich dachten wir an das Schicksal, das uns in den hohen Bergen erwarten mochte – in den Bergen, die noch niemand erklimmen hatte und in denen die Wolkenwesen lebten, die angeblich Menschenfleisch aßen.

Am nächsten Morgen sahen wir die Berge vor uns aufragen; ihre Gipfel verschwanden in den ewigen Wolken. Nur die unteren Hänge waren sichtbar bis zu einer Höhe von etwa tausendfünfhundert Metern; was darüber lag, war für uns noch ein Geheimnis. Als wir näherkamen, stießen wir auf Zaldar-Viehherden. Mehrere Treiber, die uns entdeckt hatten, versuchten die Tiere in einen Cañon zu treiben – in dem offensichtlichen Bemühen, die Herde vor uns zu verstecken. Sie schienen zu hoffen, daß der Lantar ihnen nicht in den Cañon folgen konnte.

Ein Zaldar ist ein Tier, das ein gewaltiges Fleischgewicht auf die Beine bringt. Ich hätte gern einen Zaldar erlegt, damit wir für die lange Reise mit Proviant versorgt waren, aber ich machte mir klar, daß die Herde den Panganern gehören mußte.

Da der Cañon, in dem die Treiber mit ihren Tieren verschwunden waren, ziemlich groß zu sein schien und im übrigen südlich von Hor lag, wollte ich ihn erkunden. Ich steuerte die 975 also hinein.

Wir hatten erst ein kurzes Stück zurückgelegt, als wir etwa hundert Viehtreiber erblickten, die vor einem kleineren Nebencañon eine Kette gebildet hatten. Hinter ihnen war die Herde zu erkennen. Sie waren mit Strahlengewehren bewaffnet, und als wir weiter vorrückten, ließen sie sich hinter Felsen in Deckung fallen und legten die Waffen auf uns an.

Wir hatten keine Flagge an unserem Lantar geführt, da wir nicht wußten, mit welchen Leuten wir es zu tun bekamen. Da ich sicher war, daß die Treiber Panganer waren, hißte ich jetzt die Flagge ihres Landes.

Daraufhin kam ein Mann zum Vorschein und rief: »Wer seid ihr?«

»Freunde!« rief ich zurück. »Komm her. Ich möchte mit dir sprechen.«

»Jeder kann eine panganische Flagge aufziehen!« rief er. »Wie heißt ihr?«

»Du kennst uns nicht«, erwiderte ich. »Aber wir sind Freunde von Banat, den wir gerade bei Hor abgesetzt haben.«

»Er ist in der Gefangenschaft der Hangorier«, erwiderte der Mann.

»Das weiß ich. Wir waren im gleichen Lager. Wir sind erst gestern zusammen mit Banat geflohen.«

Daraufhin kam der Treiber langsam auf uns zu, ohne allerdings sein Gewehr zu senken. Ich öffnete die Tür und sprang neben der 975 zu Boden.

Sofort blieb er mißtrauisch stehen. »Du bist kein Panganer!« sagte er.

»Das habe ich auch nicht behauptet. Aber ich habe mit der panganischen Flotte gekämpft, als sie Hangor angriff, und ich wurde dabei gefangengenommen.«

»Bist du sicher, daß Banat jetzt wieder in Hor ist?« fragte er.

»Wir haben ihn erst letzte Nacht vor der Stadt abgesetzt«, sagte ich. »Und wenn Hor nicht in der Gewalt der Falsaner ist, dürfte er in Sicherheit sein. Ich wollte jedenfalls kein Risiko eingehen und bin nicht bis in die Stadt gefahren.«

»Dann ist alles in Ordnung«, sagte der junge Mann, »denn die Falsaner sind geschlagen und wurden zu Fuß nach Hause geschickt.«

»Das wußten wir«, sagte ich, »aber in diesem Land treten manchmal so plötzliche Veränderungen ein, daß ich schon fast befürchtete, sie wären umgekehrt und hätten Hor erobert. Du kennst Banat?« fragte ich.

»Ich bin sein Sohn – und das ist seine Herde.«

In diesem Augenblick kam Duare aus dem Schiff geklettert und trat neben mich, und der junge

Bursche starre sie neugierig an. »Darf ich fragen, was ihr hier bei den Bergen wollt?«

»Unsere Heimat liegt auf der anderen Seite«, erklärte ich, »und wir versuchen einen Paß zu finden.«

Er schüttelte den Kopf. »Einen Paß gibt es nicht, und wenn es einen gäbe, würdet ihr sicher in die Hände der Wolkenmenschen fallen.«

»Dein Vater erzählte uns, daß panganische Viehtreiber manchmal einen Einschnitt in der Bergkette gesehen haben, wenn die Wolken hoch standen.«

»Ja«, sagte er. »Das ist zwanzig Kilometer weiter hier im Tal; aber an deiner Stelle würde ich umkehren. Wenn ihr wirklich Freunde meines Vaters seid, könnt ihr in Hor zufrieden leben. In den Bergen erwartet euch der sichere Tod. Noch niemand hat sie überquert.«

»Wir wollen es trotzdem versuchen«, sagte ich, »wenn wir es wirklich nicht schaffen, kommen wir gern nach Hor zurück.«

»Dann werden wir uns dort sicher wiedersehen«, sagte er, »denn ihr werdet es nie schaffen. Ich bin schon öfter ein Stück hinaufgeklettert, und ich kann euch sagen, daß die Hänge einfach unüberwindlich sind.«

Mittlerweile waren auch seine Männer nähergekommen und folgten dem Gespräch. Einer

der ältesten Männer sagte: »Vor etwa fünf Jahren war es – da war ich gerade unten im Cañon und sah die Wolken aufsteigen. Etwa zwei Kilometer von hier verzweigt sich der Cañon, und wenn es wirklich einen Paß durch die Berge gibt, dann müßt ihr ihn rechts suchen. Dort würde ich es auf jeden Fall versuchen.«

»Vielen Dank für die Information«, sagte ich. »Aber jetzt müssen wir weiterfahren. Bitte richte deinem Vater aus, daß wir es zumindest bis hierher schon geschafft haben.«

»Habt ihr genügend Vorräte?« fragte der junge Mann.

»Leider überhaupt keine«, sagte ich.

»Dann müßt ihr mir gestatten, euch das Viertel eines Zaldar mitzugeben.« Und er wandte sich an einen seiner Männer und gab einen Befehl.

Wir waren für diesen Proviant sehr dankbar. Ich hatte kein panganisches Geld, um ihn dafür zu bezahlen, aber ich bot ihm etwas von unserer Munition. Er wollte meine Gabe jedoch nicht annehmen und sagte, daß wir die Munition noch selbst brauchen würden. Als wir das Fleisch im Lantar verstaut hatten, verabschiedeten wir uns und begannen unsere Suche nach dem Cañon, der uns vielleicht nach Korva führen würde – vielleicht auch in den Tod.

Wir fanden den Anfang des großen Cañons an der beschriebenen Stelle, und als wir etwa zwei Kilometer in ihn eingedrungen waren, stießen wir auf die Gabelung. Hier hielten wir uns weisungsgemäß rechts. Inzwischen begann es dunkel zu werden, zumal die Wolken schon ziemlich dicht über uns hingen. Wir beschlossen, unser Nachtlager aufzuschlagen. Bis an die Zähne bewaffnet mit Gewehren und Pistolen, verließen wir die 975, um Feuerholz zu sammeln und unsere Steaks zu braten.

Wir hatten das Feuer gerade angezündet, als wir ein gewaltiges Röhren hörten. Wir sprangen auf und machten unsere Gewehre schußbereit. Ich kannte dieses Geräusch – das Brüllen und Fauchen eines Tharbans, eines löwenähnlichen amtorischen Raubtiers. Aber zunächst bekamen wir nicht den Tharban zu Gesicht, sondern eine seltsam aussehende Gestalt – einen Menschen, der völlig in Pelz eingehüllt war.

»Das muß eines der Wolkenwesen sein«, sagte Duare.

Als uns der Mann erblickte, blieb er zögernd stehen, aber das Brüllen des Tharbans brachte ihn wieder in Bewegung.

»Schieß auf den Tharban«, sagte ich, hob mein Gewehr und feuerte. Die große Katze sprang mit schrillerem Schrei in die Luft, und als sie den Boden berührte, gab ihr Duare mit einem zweiten Strahlenschuß den Rest. Mittlerweile hatte uns der Wolkenmensch erreicht und starnte uns atemlos an.

»Das war knapp«, sagte ich. »Ich bin froh, daß wir den Tharban noch rechtzeitig töten konnten.«

Er schwieg einen Augenblick und sagte dann: »Wollt ihr mich nicht umbringen?«

»Natürlich nicht«, sagte ich. »Warum sollten wir dich umbringen?«

»Alle Menschen von unten versuchen uns umzubringen«, erwiederte er.

»Wir jedenfalls nicht«, versicherte ich ihm. »Und du kannst gehen, wenn du möchtest.«

»Was tut ihr hier oben in den Bergen?« fragte er. »Hier ist das Land der Wolkenmenschen!«

»Unser Land liegt auf der anderen Seite der Berge«, sagte ich. »Wir versuchen einen Weg dorthin zu finden.«

Wieder schwieg er – eine ganze Minute lang. Es ist ein seltsames Gefühl, einen Menschen zu betrachten, der von Kopf bis Fuß in Felle eingehüllt ist, in denen nur ein paar Öffnungen für Augen, Mund und Nase angebracht sind.

»Ich heiße Mor«, sagte er schließlich. »Ihr habt mir das Leben gerettet, und dafür führe ich euch durch die Wolkenberge. In der Nacht kommen wir nicht weit, aber am Morgen hole ich euch ab.« Und damit machte er auf dem Absatz kehrt und ging davon.

»Endlich scheinen wir Glück zu haben!« sagte Duare.

Wir verzehrten unsere Steaks und anschließend einige getrocknete Früchte. Dann zogen wir uns in die 975 zurück, verschlossen die Tür und legten uns schlafen.

Am nächsten Morgen waren wir schon früh wieder auf den Beinen. Wir hatten unser Frühstück noch nicht beendet, als wir hundert pelzbekleidete Wolkenmenschen den Hang herabkommen sahen. Etwa fünfzig Meter vor der 975 blieben sie stehen, und einer trat vor.

»Ich bin Mor«, sagte er, »fürchtet euch nicht. Wir sind gekommen, um euch durch die Wolken zu bringen.«

»Das sind die angenehmsten Worte, die ich seit langem gehört habe«, sagte Duare leise.

»Schaffen wir es in diesem Lantar?« fragte ich Mor.

»Es gibt eine oder zwei schlimme Stellen«, sagte er, »aber ich denke schon, daß wir sie schaffen. Kann die Maschine klettern?«

»O ja«, sagte ich.

»Dann folgt uns«, sagte Mor. »Du mußt dicht hinter uns bleiben, denn ihr könnt oben in den Wolken kaum etwas erkennen. Einige von meinen Leuten werden neben euch hergehen, um euch auf Gefahren aufmerksam zu machen. Bitte haltet euch an die Hinweise, denn weiter oben kann der kleinste Fehler tödlich sein. Es gibt da sehr schroffe Abgründe.«

»Ich werde schon aufpassen«, sagte ich.

Mor wanderte voraus, und ich versuchte den Bug der 975 immer dicht hinter ihm zu halten. Der Cañon wurde bald sehr steil, aber er war breit und verhältnismäßig eben, so daß ich keine Schwierigkeiten hatte. Nach einer halben Stunde erreichten wir die Wolken, und die Fahrt wurde zu einem der nervenaufreibendsten Erlebnisse meines ganzen Lebens.

Es ging ständig bergauf, und Mor wandte sich hierhin und dorthin auf einem Pfad, den wir allein niemals gefunden hätten. Zahlreiche Haarnadelkurven bereiteten mir große Schwierigkeiten am Steuer des Lantars, und mehr als einmal kratzten wir mit einer Seite des Fahrzeugs an einer Felsenwand entlang, während auf der anderen Seite nur wirbelnde Wolkenschleier zu sehen waren.

Nachdem wir die Wolken erreicht hatten, entledigten sich Mor und die anderen Gestalten ihrer Pelze und schnallten sie sich auf den Rücken. Sie waren jetzt völlig nackt. Auf ihren Körpern wuchs kein einziges Haar, und ihre Haut war leichenblaß. Von der Anstrengung des Kletterns keuchten sie wie Hunde, und die Zungen hingen ihnen aus den Mundwinkeln, und ihre großen runden Augen und die winzigen Nasen gaben ihnen Eulengesichter.

Als ich langsam annahm, daß es nun nicht mehr viel höher gehen konnte, erreichten wir plötzlich eine ebene Stelle.

»Wir ruhen uns hier aus«, sagte Mor. »Hier ist unser Dorf.«

Ich sah mich um, konnte in dem Nebel jedoch nichts erkennen. Bald erschienen Frauen und Kinder aus dem grauen Dunst, unterhielten sich mit den Männern und betrachteten das Fahrzeug. Vor uns schienen sie sich zu fürchten, denn sie achteten auf Abstand.

»Wie weit ist es denn noch bis zur anderen Seite?« fragte ich Mor.

»Wenn wir Glück haben, erreichen wir heute nacht den Gipfel, und dann seid ihr morgen abend auf der anderen Seite aus den Wolken heraus.«

Ich biß die Zähne zusammen. Das waren gerade keine angenehmen Zukunftsaussichten. Meine Nerven waren schon jetzt fast am Ende.

Aber wir überstanden auch die weiteren Qualen, und am nächsten Nachmittag erreichten wir die Wolkengrenze auf der anderen Seite und blickten in ein herrliches Tal hinab.

Mor und seine Begleiter hatten wieder ihre Pelzanzüge angelegt und umringten den Lantar. Ich wollte Mor den Rest unseres Fleisches zum Dank anbieten, aber er winkte ab. »Du bist uns nichts schuldig«, sagte er. »Du hast mir das Leben gerettet – und dafür kann ich dir niemals genug danken.« Er hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort: »Und du sollst wissen, daß du im Dorf der Wolkenmenschen, jederzeit willkommen bist.«

Ich dankte ihm, und wir verabschiedeten uns und fuhren in den Cañon hinab.

»Das waren also die unüberwindlichen Berge«, sagte ich.

»Und die Menschenfresser, die uns vernichten und auffressen wollten!«

»Banat würde sich wundern, wie leicht wir das Unmögliche erreicht haben«, sagte ich. »Dafür müssen wir dem Tharban danken, dessen Erscheinen wirklich ein Glück für uns war. Ohne Mors Dankbarkeit hätten wir das Gebirge niemals überwinden können. Ohne seine Hilfe wäre es uns niemals gelungen, einen Weg über die Berge zu finden.«

Wir folgten dem Cañon bis ans Ende. Hier öffnete sich uns eine Landschaft von ganz besonderer Schönheit, deren besondere Merkmale ich sofort wiedererkannte, denn ich war sehr oft hier geflogen. Ich wußte, daß wir endlich Korva erreicht hatten, und in der Ferne glaubte ich sogar schon die Mauern und Türme von Sanara zu erkennen. Endlich waren wir wieder zu Hause.

- E N D E -